Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke

geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundvierzigster Band.

Das Schachspiel. Der Pelzmantel.

Hannover, 1843.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Das Schachspiel.

Hat sich dies wirklich zugetragen?
Ja, wirklich! glaub es auf mein Wort.
Gellert.

Die Freifrau von Thale hatte ihren Gemahl auf Zureden einer Mutter geheirathet, welche kein härteres Loos kannte, als den Druck der Armuth, wenn er diejenigen niederhält, die durch den Adel der Geburt über niedere Arbeit und gemeine Sorgen erhaben sein sollten. — Der Freiherr galt für einen reichen und rechtlichen Mann, doch sprach man wenig von ihm. Seine junge, schöne Gattin reichte ihm mit dem kühlen Vertrauen die Hand, daß sie durch diese Verbindung wohl versorgt sein werde, und der einzige Reiz, der sich daran knüpfte, ruhete in dem kindlichen Wunsche, die Lage ihrer Mutter verbessern zu können.

Die erste Liebe ihres Herzens war nicht glücklich gewesen, weil es dem Gegenstande derselben zwar nicht an einem hohen Namen, aber an den Mitteln fehlte, mit diesem angeborenen Vorrechte die Ansprüche seiner Leidenschaft geltend zu machen. Das Fräulein, vernünftig genug, um einzusehen, daß es mit dem Schifflein seiner Hoffnung auf einen schroffen Felsen steuere — gleich dem bekannten Hauszeichen zur Unmöglichkeit in Carlsbad — stieß muthig in das offne Meer des Schicksals ab, und ließ nun das Fahrzeug seines Glückes, ohne das gebrochene Ruder des Eigenwillens ferner anzustrengen, von dem, der die Winde lenkt und den Wellen gebietet, einem andern Port zutreiben. Allein tief in des Fräuleins Seele blieb die Ueberzeugung

zurück, daß Armuth ein Unglück wäre; und wenn es sich späterhin geneigt finden ließ, die Frau eines Mannes zu werden, der diesem jungfräulichen Gemüthe ein Fremdling war, so fühlte es sich durch eine unklare Vorstellung von Wohlsein, Freiheit und Sicherheit dazu bewogen, wozu nur die Reichen der Erde ausschließend begünstiget wären.

Die Schwiegermutter des Freiherrn sollte die Früchte ihres Bemühens für diese Heirath nicht genießen. Nur einen Blick in das gelobte Land, wo ihre Tochter künftig in goldner Fülle leben würde, hatte ihr die Vorsicht vergönnt; dann mußte sie dem Winke des Todes folgen. Ihr ganzes Leben von mehr als vierzig Jahren war ein Gang durch die Wüste des Mangels gewesen, und oft hatte sie, an dem Herrn der Hülfe verzweifelnd, sich anbetend vor dem Baal niedergeworfen — deßhalb blieb ihr der Segen versagt, welcher die fromme Zuversicht belohnt.

Dieser Trauerfall kam jedoch dem Freiherrn zu Gute, denn das weiche, wunde Herz der jungen Frau schloß sich um so näher an den Gemahl, der nun ihr einziger Schutz und Halt in der weiten Welt war. Indeß wich der zärtliche Gram dieser guten, liebenden Tochter allmählich der Einsicht, daß die stolzen Erwartungen, welche die entschlafene Mutter von der Zukunft ihres Kindes genährt, schwerlich erfüllt worden wären, und daß die Verstorbene demnach in einer süßen Täuschung hinübergegangen sei.

Der Freiherr war reich, aber genau, besonders in Kleinigkeiten. Die Lobenswürdigkeit seines Charakters lag in einer gewissen phlegmatischen Gelassenheit, das heißt, er that Niemanden etwas zu Leide; doch eben so wenig durfte man ein großmüthiges Opfer, ein edelsinniges Selbstvergessen, ein Körnlein über das Maß pflichtmäßiger Schuldigkeit von

ihm erwarten. Er hatte grade so viel Verstand, um seinen Vortheil berechnen zu können und in Gesellschaft die Forderungen zu befriedigen, welche Convenienz und Sitte an die standesmäßige Bildung eines Edelmannes machen; aber eine höhere Schwungkraft des Geistes über die Sphäre der Gewöhnlichkeit hinaus war ihm versagt.

So wickelte sich sein Leben langsam und gemächlich in einer Folge von Essen, Trinken, Schlafen und Geschäften ab, die ihm als Besitzer einer ansehnlichen Gutsherrschaft oblagen. Der jungen Dame scharfer Blick, von keiner Leidenschaft verblendet, war fest darauf gerichtet, daß sie den Gemahl genau kennen lernen möchte, um sich in seine Wünsche fügen zu können; und so kam ihr es denn vor, als ob ihr Hang zur Stille, ihr eingezogenes Wesen, ganz nach seinem Sinne wäre, und daß er wohl kaum geneigt sein dürfte, zu gestatten, daß dieser häusliche Geschmack sich mit dem Wechsel ihrer Verhältnisse verändere.

Diese Veränderung war nun freilich groß, und hätte es entschuldiget, wenn die junge, reizende Frau sich im Taumel der Eitelkeit auf den Stufen des Luxus, der ihr nun zukam, ein wenig verstiegen hätte; allein sie that es dennoch nicht.

Die Freifrau hatte vordem mit ihrer Mutter ein Zimmer zur Miethe inne gehabt, jetzt wohnte sie in einem prächtigen Schlosse; ihr Tisch, sonst so dürftig besetzt, daß zwei Mal in der Woche die magere Fleischspeise ausfallen mußte, — wurde nunmehr von einem versuchten Koche besorgt. Die düstern, großartigen Schönheiten eines englischen Gartens boten den Fenstern ihres Schlafgemaches malerische Aussichten dar, wo sie sonst nur in die dunkeln Wohnungen ärmlicher Nachbarn geblickt hatte. Sonst

färbte das Morgenroth ihre Wange im süßen Schlafe glühender, und die Träume der Unschuld stiegen eine Engelsleiter auf und nieder; jetzt rauschten schwere Behänge von seidenem Purpur um das Lager, worauf sie oft, vom Schlummer geflohen, den Widersprüchen der menschlichen Wünsche nachsann.

Sonst war ein Spaziergang ins Freie ihre einzige Erholung gewesen, weil keine andere so wohlfeil; jetzt stand ein schöner Zug Pferde der Herrin zu Gebot. Und dennoch, dennoch! dachte Frau von Thale unter Seufzern der Sehnsucht an jenes beschränkte Vormals. Ein stiller, banger, langweiliger Geist schlich durch die öden Säle, webte um die antike Pracht des Bildwerks und der Einrichtung, und war der unsichtbare Dritte in jedem Zusammensein mit ihrem Gemahl.

Oft haftete ihr trüber Blick lange und sinnend an der alterthümlichen Tapete, worauf eine Stammmutter dieser Familie mit lehrreicher Wahl und bewundernswürdigem Kunstfleiße die Mutter der Gracchen in Kreuzstich ausgenähet hatte. Eine Ahnung mütterlicher Freude schauerte durch ihr Inneres, sie fühlte, wie ein holdes Kind die ganze Welt vergessen machen könne; aber ein volles Jahr und drüber verging, ohne daß eine Aussicht zu dieser Segnung gewesen wäre.

Die blühende Gesundheit der Frau von Thale begann zu welken, doch klagte sie nicht; vielmehr schien dies Ermatten auch das Gefühl in ihr zu schwächen, wie viel ihr fehle, um glücklich zu sein. Sie war zu edelstolz, um die tiefe Leere ihrer sehnenden Brust mit unwürdigen Liebeleien ausfüllen zu wollen, zu geistvoll, zu gebildet, um den einfachen Sinn an die Spiele der Eitelkeit zu hängen. So

beschäftigte sie sich mit leichten Handarbeiten, las, ging umher und that wohl, und begleitete ihren Gemahl auf kleinen Reisen nach seinen Gütern, wo sie so viel Theil an seinen landwirthschaftlichen Anordnungen nahm, als sein eifersüchtiges Vorurtheil, sich durch gemeinsames Berathen etwas in seinem gutsherrlichen und ehemännischen Ansehen zu vergeben, zuließ. Jede Unterhaltung mit dem schweigsamen Gemahl war für die junge Frau unbeschreiblich anstrengend, und die Einsamkeit, worin sie die meiste Zeit verlebte, umfing sie dann mit erquickender Ruhe. Sie schweifte im Fluge der Gedanken und Wünsche in das luftige Gebiet der Phantasie, eine bilderreiche Welt entfaltete den Zauber wechselnder Scenen vor ihren träumenden Augen, jeder Augenblick war ein Leben — während unter ihr die Stunden in bleierner Schwerfälligkeit die Last der Zeit fortwälzten, und ein Tag genau dem andern glich.

Indeß schien es doch, als ob der Freiherr den sittlichen Werth seiner jungen Gattin zu schätzen wüßte, wenn auch kein Ausdruck dieser verdienten Anerkenntniß die freundliche Gefälligkeit derselben vergalt, und er eben so wenig den vollen, höchsten Gehalt dieser schönen Seele fassen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit hatte ihn angezogen, und die Reinheit ihres jungfräulichen Wandels den Gedanken in ihm erregt, sie würde als Frau einen Mann von Ehre in keine unbequeme Verlegenheit setzen; — so hatte er sie gewählt. Eine kostbare Perle ruhete in seiner Hand, doch durfte sie nur für ihn glänzen, und er wußte keinen andern Gebrauch davon zu machen, als daß er sie dem neidenden oder bewundernden Blicke der Welt entzog.

Die Frau von Thale machte sehr bald die Erfahrung, daß der Strom äußerer Fülle und Wohlhabenheit keinen

Tropfen Labe in das dürstende Herz zu leiten vermöge, und daß der geheimnißvolle Born, woraus der Mensch allein Genügen schöpft, nur in der Tiefe des Gemüths entspringe. Sie erkannte ferner, daß die Vorsehung mit gleicher Liebe und weisem Vergüten in die Entbehrung einen Genuß legte, der dem Besitze fehlt. — Ihr Blick streifte gleichgültig an den gewohnten Umgebungen hin, für die leckere Tafel mangelte ihr der gesunde Appetit, der ihr sonst zu ihrem eigenen Verwundern selbst unter den Leiden der Liebe geblieben — und ein Gefühl wehmüthiger Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, was ihr selbst zuweilen unter dem Bilde des Todes vorschwebte, ließ sie oft in unbemerkter Stille Thränen vergießen.

Diese Empfindung sollte befriediget werden. Frau von Thale fühlte sich endlich guter Hoffnung, und gebahr zu Anfange ihres dritten Ehejahres ein wunderliebliches Töchterlein. Wie entzückt war die junge Mutter im Anblicke ihres Kindes! Ihr schönstes Glück war zugleich auch ihre heiligste Pflicht; die Natur hatte das Räthsel ihrer Bestimmung gelöset, und eine selige Stille verbreitete sich über ihr ganzes Wesen.

Der Freiherr wollte, daß das Kind gleich der Mutter, Marie genannt werden sollte; es gedieh an ihrer Brust, doch blieb es zart. Sein Lächeln versetzte Frau von Thale in einen Rausch von Wonne und Lust, sie vergaß alles um sich her, sich selbst in der mütterlichen Inbrunst, womit sie dies Kind umfaßte.

Aber es konnte auch nicht leicht etwas Schöneres gefunden werden als die kleine Marie. Blonde Locken wallten wie ein Schein von blassem Golde um das kindliche Haupt, ihre Augen waren ein klarer Himmel voll Unschuld,

die kleine Rose des Mundes athmete lächelnd die süßeste Wonne der Natur — der ganze Sinn des Kindes drückte sich engelhaft aus.

Ein alter, ehrwürdiger Prediger des Ortes, den der Freiherr hochschätzte und zuweilen an seine Tafel zog, betrachtete die Gruppe zwischen Mutter und Kind oft mit Kopfschütteln, und sagte einst, als er mit der Freifrau allein war: „Ew. Gnaden sollten doch einmal daran denken, daß dies Engelskind sterblich sei. Der Mensch blühet wie eine Blume des Feldes, es wehet ein Wind darüber hin, und seine Stätte wird nirgends gefunden. — Was aber sollte alsdann aus Ew. Gnaden werden?" —

Frau von Thale sah den Geistlichen ängstlich an, und ein Schauer von Blässe hauchte über ihre Züge; der alte Mann aber fuhr in frommer Ruhe fort: „Das erste Gebot lautet: Du sollst Gott über Alles lieben und Deinen Nächsten als Dich selbst! Es ist damit, wie mit den neun folgenden, nur auf unsere Glückseligkeit abgesehen. Ew. Gnaden lieben aber — verzeihen Sie dem freimüthigen Worte eines Greises! — das kleine Fräulein über Alles, und kein Gesetz des Herrn wird ungestraft übertreten. Wenn der Allmächtige die Fesseln lösen will, womit uns das Irdische gefangen hält, so zerbricht er ihre Gewalt an der empfindlichsten Stelle, und ein schmerzendes Wundenmaal bleibt zurück. — Doch ich will Ew. Gnaden nicht bange machen, und das Leben der kleinen Marie, die ich selbst nicht ohne Freudenthränen ansehen kann, der Obhut des himmlischen Vaters täglich empfehlen."

Der alte Mann hatte wie ein Prophet gesprochen, und das warnende Wort, welches heilige Furcht Gottes und die Lehre der Erfahrung ihm eingegeben, sollte sich als ein

weissagendes bewähren. Die kleine Marie war vier Jahr alt, und niemals krank gewesen, als sie ihren Eltern schnell entrissen ward; die gefährlichste Bräune machte dem süßen Leben ein Ende. Es wäre vergebens, den Schmerz der Mutter beschreiben zu wollen. Mit trocknen, brennenden Augen hing sie über dem Leichnam ihres Kindes, ein irres Lächeln zuckte um ihren Mund, sie bewegte die heißen Lippen, als pflöge sie ein leises Gespräch mit der leblosen Hülle, und fortwährend rieb ihre Hand das starre bläuliche Aermchen, als wolle sie ihm Lebenswärme mittheilen.

Der Freiherr, sehr gebeugt, doch männlich gefaßt, versuchte es, seiner Frau die Nothwendigkeit zu beweisen, daß man sich in solch eine traurige Schickung fügen müsse, weil sie nun einmal nicht zu ändern wäre; er wunderte sich, daß dieser Aufwand von Trost und Vernunft so ganz umsonst sei, und rief den alten Pastor zu Hülfe. Dieser sprach: „Ew. Gnaden werden sich erinnern, daß ich Ihnen einst sagte, Sie möchten nicht vergessen daß die kleine Marie sterblich wäre — Kinder der Art, entfalten früh die Engelsflügel; — heute rufe ich Ihnen zu: Ew. Gnaden mögen doch daran denken, daß Sie ein unsterbliches Wesen geboren haben! Mutter eines Engels sein, welch ein erhebender Gedanke! Ihre gebeugte Seele schwinge sich auf seinem Fittig in die Räume der Seligen! Staub ruhe bei Staube! Die liebliche Form, welche dort erkaltet liegt, wird zu Lilien und Rosen, aus den blauen Aeuglein, vom Tode gebrochen, blühet vielleicht ein Vergißmeinnicht auf — droben aber weilt und wartet unserer in schönerer Gestalt, was wir auf Erden liebend besaßen und — beweinten. Was ich jetzt thue, weißt Du nicht, Du wirst es aber hernach erfahren! spricht der Sohn Gottes, und ein Christ glaubt

sein still und fromm der Verheißung seines Herrn und Meisters.“

So drang der Geistliche mit der Stimme der Religion an dies gepreßte Herz, und ihre rührende Kraft lösete den Krampf der Verzweiflung in Thränen auf; sie flossen fortan unversiegbar, und Frau von Thale schien in diesen Ergüssen ihres mütterlichen Schmerzes hinzuschwinden, gleich einer Undine. Sie ward immer bleicher, immer schattenähnlicher. So oft sie allein sein konnte, schlich sie nach der Kinderstube; dort lag und stand noch alles, wie Marie es verlassen, als die jähe Krankheit sie fortriß in das dunkle Grab. Hier suchte die arme, betrübte Mutter ihr Kind in der kleinen, freundlichen Welt seiner Spiele; aber sie fand nur Nahrung für ihren Gram. Doch als sie eines Tages dem Pastor erzählte, daß ihr in der verwichenen Nacht die Kleine zum ersten Male im Traume erschienen sei, und verklärten Angesichts zu ihr gesagt habe: „Was weinst Du, Mutter? Siehe, mir ist recht wohl!“ Da ermahnte der Greis die Dame, dies tröstende Gesicht zu beherzigen, und die selige Ruhe des Kindes hinfort nicht mehr zu stören.

Die Schrecken des Krieges im Jahre Dreizehn weckten endlich dies erstorbene Gemüth für die große Sache des Lebens. Der Freiherr war schon längst in ernsten Sorgen um die Dinge, die da kommen sollten, gewesen. Er traf besonnene Anstalten auf seinen Gütern, bevollmächtigte seine Amtleute und Verwalter für die schlimmsten Fälle der Gefahr, und schickte sich zur Flucht an, als der Krieg sich der Gegend zu nähern schien, die seine Besitzungen umfaßte.

Die aufregenden Ereignisse jener Epoche wirkten wohlthätig auf die geistige Erschlaffung der Frau von Thale, während der Gebrauch eines stärkenden Bades ihre körper-

lichen Kräfte hob. Ihre Nerven schauderten bei den blutigen Scenen, die jedes Zeitungsblatt berichtete, der Badeort wimmelte von verstümmelten und kranken Officieren, jeder Tag bot neue Anzeigen und Anblicke des Jammers dar, und forderte das menschliche Gefühl zu einem Tribut der Theilnahme auf.

Frau von Thale erhob endlich das Auge mit Reue und Scham zu dem Unerforschlichen, daß sie zu einer Zeit, wo der Tod ein furchtbares Opferfest in dem Raume einer halben Welt feiere und die Blüthe der deutschen Nation für die göttliche Idee der Freiheit fiel — das zarte Blümlein ihres Herzens nur mit murrendem Widerstreben dargebracht hätte. Sie verglich das Schicksal von tausend Müttern des Vaterlandes mit dem ihrigen, und sie mußte sich eingestehen, daß dies dagegen beneidenswerth wäre. So zog die Stille der Ergebung allmählich in ihre grambewegte Brust ein, und die Hoffnung, ihr geliebtes Kind einst in der Ewigkeit wiederzufinden, mischte sich unmerklich mit einer leiseerwachenden Empfänglichkeit für den Reiz dieses Lebens. —

Der Herbst war schon weit vorgerückt, und die Badegäste, meistentheils Flüchtlinge, welche Furcht, Nothwendigkeit oder auch Gefallen an den Vergnügungen des Aufenthaltes weit über die gewöhnliche Dauer der Badezeit dort festgehalten, fingen an sich zu verlieren. Auch der Freiherr faßte den Entschluß zur Rückreise, da Briefe aus der Heimath seine Rückkehr dringend erheischten. Zwar waren diese Berichte nicht danach, die bange Sorge um das verlassene Eigenthum und das Ergehen der Seinigen zu beruhigen, oder der Sehnsucht, daheim zu sein, Flügel froher Erwartungen zu geben; aber fort mußte er doch. Einige seiner Güter lagen in Asche, die Schlösser waren geplündert, die Ernten

verwüstet oder in Feuer aufgegangen, die Unterthanen Bettler — und das wilde Heer tosete weiter in die zitternde Ferne, die Spuren grauser Verheerungen hinter sich lassend.

Am Abend vor der Abreise des Freiherrn und seiner Gemahlin ward ein Declamatorium angekündiget, das eine Schauspielerin mit ihren beiden Kindern zum Besten einer Unglücklichen geben wollte, die als Wittwe eines gefallenen Kriegers, im ersten Wochenbette schwer krank und von Mitteln entblößt, daniederlag.

Die Schauspielerfrau, von geachtetem Rufe und Mutter zweier liebenswerthen Mädchen, welche die Freude und Bewunderung der Badegesellschaft gewesen waren, verstand es, ihrem schönen, wohlthätigen Gefühl eine begeisterte Theilnahme zu erwecken. Als der Abend kam und Alles sich im Saale versammelte, wo die Vorstellung Statt haben sollte, rieselte manches Gold- und schwere Silberstück auf den bedeckten Teller, welchen die edle Künstlerin selbst hielt. Die Stücke des Vortrags waren gut und sinnvoll gewählt. Wenn die Mutter zu rauschendem Beifall hinriß und ihre ältere Tochter, neun Jahr alt, durch eine Anmuth entzückte, worin das Wesen der Kindlichkeit sich mit den ersten Ahnungen der Kunst mischte, so brach die jüngere die Blüthe des Lorbers. Sie sprach den Christabend von Kind. Der rührende Geist dieses Gedichts, sehr angemessen einer Zeit, wo das schwere Verhängniß des Waisenthums tausend Unschuldige traf — der innige, seelenvolle Ton des kleinen Mädchens ergriff alle Herzen. Die Freifrau schwamm in Thränen, selbst ihr kälterer Gemahl schien bewegt. Als die Kleine zu den Schlußworten kam: „Denn Gott verläßt die Seinen nicht!“ säuselte ein leises Schluchzen durch die feiernde Stille der Versammlung, keine Hand regte sich zu

störendem Beifall — aber in jeder Brust wallte mehr oder minder ein Gefühl der Rührung.

Frau von Thale nahm einen tiefen Eindruck mit hinweg. Sie saß den folgenden Tag im Wagen und blickte nachdenkend in das herbstliche Farbenspiel der Wälder und Fluren; die Glocken der Heerden, welche auf den Stoppeln weideten, läuteten Empfindungen der Sehnsucht in ihrem Busen wach, worin die gestrigen Verse wiedertönten.

Der Freiherr schlief an ihrer Seite, er hatte bis spät in die Nacht am L'hombretische aushalten müssen, und holte nunmehr die verkürzte Ruhe nach. Seiner Gattin war dies recht, so konnte sie sich ungestört ihren Gedanken überlassen.

Am Nachmittage hielten sie vor einer ländlichen Posthalterei, wo die Pferde gewechselt werden sollten. Niemand kam ihre Befehle zu empfangen; die Thüren standen weit offen, der Hausraum war leer, doch erfüllt mit einem starken Wachholderdampfe, als wie man bei Leichen anzuwenden pflegt, und dieser bange Geruch umzog die fremde Equipage, und entschuldigte durch die Vermuthung eines Sterbefalles die Säumniß der Expedition.

Endlich erschien die Posthalterin, eine hübsche Frau von jugendlichem Ansehen, aber mit verweinten Augen. Sie trat höflich grüßend an den Schlag und sprach: „Ach, verzeihen Sie doch ja, meine gnädige Herrschaft, daß wir Sie so lange warten lassen! Wir sind nur ein wenig verstört einer traurigen Geschichte wegen, die sich bei uns ereignet hat. Mein Mann ist sammt unseren Leuten zu Grabe, mit einer fremden Dame, die hier gestorben ist. Ich bitte also, daß Sie die Güte haben, ein halbes Stündchen zu verziehen, länger kann es nun wohl nicht dauern.

Wäre Ihnen indeß vielleicht eine Tasse Kaffee gefällig, oder sonst etwas, so soll es gleich zu Ihren Diensten sein!"

Frau von Thale war schon ausgestiegen und nahm den vorgeschlagenen Kaffee an; ihr Gemahl folgte ihr mit trägen Schritten und der Miene grämlicher Geduld, und da die Posthalterin seiner Frau ein Zimmer zu ebener Erde öffnete und sie einzutreten bat, ging er, kein Freund von weiblichem Geschwätz — abseits, die Wirthschaftsgebäude und den Garten in Augenschein zu nehmen.

Ein Häufchen munterer Kinder spielte unbekümmert um den Eintritt der Fremden in der ländlichen Stube. Viere derselben konnten ihre Geschwisterlichkeit nicht verleugnen; doch das fünfte — ein Mädchen — zeichnete sich durch auffallende Schönheit, durch einen feineren Guß der Form, durch die vornehmere Sprache vor der gemeinen Derbheit seiner Gespielen aus. Die Kleine trug einen weißen Anzug, um die langen, blonden Locken war ein schwarzes Band geschlungen, welches am Rande des beweglichen Köpfchens hintenüber hing. Ein Paar große, dunkelblaue Augen, die wie Kornblumen unter reifen Aehren hervorblüheten, waren von vergossenen Thränen leicht geröthet; allein der Mund lächelte schon wieder in der harmlosen Vergeßlichkeit dieses Alters.

„Sehen Sie, meine gnädige Frau," sagte die Posthalterin; „die kleine Blonde dort mit dem schwarzen Bändchen — ist das Kind der Verstorbenen! Lieber Gott im Himmel! es spielt schon wieder ganz vergnügt, während der Sarg seiner Mutter noch über der offenen Grube schwankt! — Das schneidet einem in die Seele. Aber so ist das Kindervolk, es vergißt im Umsehen — und eine Mutter kann nie vergessen!" — Diese Worte erschütterten die Freifrau;

mit nassem Blicke fragte sie: „Wer war die fremde Dame, welche jetzt begraben wird?“

„Ja, meine gnädige Frau,“ antwortete die Posthalterin: „das wissen wir selbst so eigentlich nicht. Ich will Ihnen jedoch erzählen — doch erlauben Sie, daß ich zuvor den Kaffee bestelle.“

Die rüstige Wirthin griff nach dem klirrenden Schlüsselbunde, sie rief die Magd an den Herd, und bald ward durch die geöffneten Thüren, welche den Luftzug einströmen ließen, auf daß der Leichendunst auszöge — das Geprassel des Feuers und der Umtrieb der knarrenden Kaffeemühle hörbar.

Die Posthalterin kam zurück, setzte sich auf den Wunsch der Freifrau an ihre Seite, wo sie die Kindergruppe im Auge behielten und sprach: „Sehen Sie, meine gnädige Frau, das war nun so. Heute sind es grade vierzehn Tage, wo eine junge Dame mit der ordinären Post hier ankam, deren Namen in der Charte als Frau von Ehrengang verzeichnet war. Sie sah krank und zum Erbarmen elend aus, und als sie ausstieg, wandelte sie eine Ohnmacht an. Ich selbst drang in die arme Frau, welche sich kaum aufrecht erhalten konnte, daß sie eine Weile bei uns raste, um sich zu erholen, bis die fahrende Post wiederkäme, und räumte ihr mein Fremdenstübchen ein. Sie legte sich vom Frost geschüttelt, sogleich zu Bette, und alsbald brach ein heftiges Fieber aus. Wir ließen einen Arzt rufen, der sagte, es wäre eine Gallenkrankheit und wenig zu hoffen. Nun können Sie Sich unsern Schrecken vorstellen! Wir wußten ja von nichts, von gar nichts! und hatten eine Sterbende und die arme Kleine da — ich will nicht sprechen nach der üblichen Redensart, auf dem Halse — aber doch auf dem Herzen. Ich saß an

dem Lager der Kranken und lauschte auf einen lichten Augenblick, daß sie mir Auskunft geben könnte; allein sie lag ohne Bewußtsein, die Augen nach der Höhe gerollt, und das Weiße darin war gelb, wie eine Citrone. Der Doctor behorchte mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Phantasieen, um dem Grunde der Krankheit auf die Spur zu kommen, der, wie er sagte, im Gemüthe zu liegen schien; aber diese irren Reden blieben ihm, wie uns, ein unheimliches Räthsel. Sie spielte immerwährend Schach, und rief zwischendurch Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an; es mußte ihr ein schweres Unrecht widerfahren sein. Gegen das Ende wurde sie ruhiger; aber die Schachpartie dauerte fort, und mit den Worten: Die Königin — ist matt! verschied sie. —"

„Mein Mann läßt diesen Todesfall in öffentliche Blätter rücken, die Anzeige davon ist noch denselben Tag zur Stadt gesendet worden, und wir erwarten nun, daß sich Verwandte oder Bekannte der seligen Dame melden werden. Bis dies aber geschieht, behalten wir den Koffer mit den Sachen der Verstorbenen, die jedoch unsere großen Unkosten nicht zureichend decken dürften. Um den Nachlaß da — die Posthalterin deutete auf das kleine Mädchen — werden sich die Erben schwerlich reißen, oder in einem Processe anfeinden. Und es ist ein Kind, wie ein Engel! So viele Mütter beweinen das einzige — und die kleine Marie dort wird wie ein abgerissenes Blatt von manchem rauhen Winde hin und her gewehet werden!" — „Marie" wiederholte die Freifrau mit leiser, bebender Lippe „und wie alt mag die Kleine sein?"

„Zum nächsten Christfeste vier Jahr, sagt sie;" erwiederte die Posthalterin.

Wär's ein Wink vom lieben Gotte? just so alt, wie Lottchen war! flüsterte es in der Frau von

Thale, und diese Stimme, welche jene Strophen wiederholte, ward als eine göttliche Eingebung verstanden. Jetzt rief man draußen nach der Posthalterin, und Frau von Thale eilte, ihren Gemahl zu suchen.

Mit flehender Innigkeit und dem Bezeigen eines Vertrauens, wie es die anspruchslose Frau nur selten gegen ihren Gemahl fähig war — umschlang sie ihn, und bat, daß er ihr erlauben möge, die kleine Waise, deren Geschichte sie ihm erzählte, als Pflegekind annehmen zu dürfen. Es sei vielleicht nur für kurze Zeit, da Angehörige des Kindes sich finden und ihr Näherrecht an dasselbe geltend machen konnten; aber sie wolle es darauf ankommen lassen.

Der Freiherr stutzte zwar bei diesem unerwarteten Ansinnen seiner Frau; allein theils gerührt von der zärtlichen Bitte, die aus einer scharfen Empfindung des unverschmerzten Verlustes hervorzugehen schien, theils still bewogen von dem Gedanken, wie viel er um das einsame Härmen seiner Gattin ausgestanden, und daß er schwermüthigen Reminiscenzen, die bei der Wiederkehr in die alten Verhältnisse vorauszusetzen wären, vielleicht durch solch ein zerstreuendes Spielwerk begegnen könne — gab er seine Zustimmung.

Als die Pferde vorgespannt waren, saß Marie dem freiherrlichen Paare gegenüber, und warf der weinenden Posthalterin und deren schluchzenden Häuflein, das den kleinen Gast liebgewonnen hatte, Abschiedsküsse zu. Marie war in der That! ein sehr liebenswürdiges Kind und der günstigen Aufnahme werth, die es an dem schönsten Herzen fand. Jeder Tag ließ Frau von Thale neue liebliche Züge in dem Wesen ihres Pfleglings erblicken, und wob ein Band der Anhänglichkeit zwischen beiden. Die fremde Marie nahm Besitz von den Kleidern und Spielsachen der seligen, und

mehr und immer mehr von der mütterlichen Liebe, welche durch die geheimnißvolle Täuschung der Zeit das Bild des blassen Engels mit dem seiner blühenden Stellvertreterin verschmolz. Jene tiefgeschlagene Wunde vernarbte, wie alles in der Welt! Frau von Thale bekam keine Kinder mehr — und das angenommene, das Niemand ihr streitig machte, ward ihr theuer, wie ein eigenes. Aber je mehr die Zuneigung der Dame für ihr Pflegetöchterchen wuchs, und sie daneben die Ueberzeugung in ihr begründete, Marie müsse aus edlem Blut entsprossen sein; um desto interessanter wurde ihr der Wunsch, etwas über das Herkommen dieses Kindes und die Geschichte seiner Eltern erfahren zu können. Die Kleine plauderte zuweilen von einer Gräfin in B....., bei der sie und die Mutter gelebt hätten; den Namen der Dame wußte sie aber nicht. Von ihrem Vater sagte sie, er wäre erschossen — Frau von Thale vermuthete, zu Anfange des Krieges — und auf alle Fragen, hinsichtlich der Lage seiner Wittwe, hatte Marie nur die einfache Antwort: Daß Mütterchen stets viel geweint, zuletzt am meisten. — Dies war denn freilich viel zu wenig, um Licht auf ein dunkles Schicksal zu werfen, das keine menschliche Seele zu kümmern schien. Das Dasein der Frau von Ehrengang, die vielleicht in trüber Verborgenheit gelebt hatte, war erloschen, ohne daß es bemerkt worden, und sogar dieser vergessene Name verklang, da die heranwachsende Marie bei vorkommenden Fällen, mit dem ihrer Pflegeeltern angeredet ward. Gegen solch eine zufällige, oder gelegentliche Adoption wendete das Phlegma des Freiherrn nichts ein; doch zu einer rechtskräftigen, wie selbige das Anliegen seiner Gattin war, ließ er sich nimmermehr bewegen.

Dreizehn Jahre waren seitdem vergangen, und Mariens

Schönheit hatte sich in reizender Blüthe entfaltet, indeß Frau von Thale nur noch durch den Ausdruck der sanftesten Seelenmilde anziehend war. Da starb der Freiherr und hinterließ seiner Gemahlin ein bares Vermögen, das ihr eine standesmäßige Subsistenz sicherte; doch die Güter fielen nach alten Familienverträgen einem Erben von der Seitenlinie dieses Hauses zu.

Frau von Thale fühlte sich sehr angegriffen; die Krankheit ihres Gemahls war von langer Dauer und einer Art gewesen, welche die ganze gesammelte Kraft und Standhaftigkeit seiner ehlichen Pflegerin erschöpfte — sein Sterben endlich, die bange Oede hinterher, die rohe Besitznahme des Erben von der Stätte, worin, fühlbar für die Trauer der Seinen, noch der Schatten des Erblassers verweilte —, dies alles machte Frau von Thale geneigt, den Vorschlag des Arztes anzunehmen, der darauf drang, daß sie sich so bald als möglich von hier entferne und zerstreuend erhole.

Ueberdies mußte ein Lebensplan für die Zukunft entworfen werden. Beinahe zwanzig Jahre ihrer Verheirathung, die Frau von Thale unausgesetzt auf dem Lande zugebracht, hatten sie an den einsamen Umgang mit sich selbst, und an den stillen Genuß der Natur so gewöhnt, daß sie oft meinte, sich nimmer wieder der Stadt befreunden zu können; und jetzt lenkte der große Geist, welcher die Schicksale der Menschen nach heiligen Endzwecken leitet, ihren Sinn auf den Gedanken, daß es doch wohl gut wäre, sie lebe künftig in der Welt, deren Kenntniß und gesellige Sitte der schüchternen Marie noch so ganz und gar fehle. So ward denn beschlossen, daß Frau von Thale mit ihrer Pflegetochter die Sommermonate über in jenes Bad gehen, wo die Erstere einst mit ihrem verstorbenen Gemahle gewesen, dann auf kurze

Zeit nach dem Gute zurückkehren, um den Abzug zu ordnen, in der Mitte des Herbstes es verlassen und B..... zu ihrem Aufenthalte wählen wollte. Marie freuete sich auf die Neuheit ihrer städtischen Erfahrungen, und auch Frau von Thale, ungeachtet allen geselligen Vergnügungen ganz entwöhnt und für die rauschenderen dieser Gattung durch ein stilles Gemüth, wie durch eine beschauliche Sinnesart nicht geeignet, ward von einem ahnungsvollen Hoffen ergriffen, wenn sie der künftigen Tage gedachte.

Frau von Thale fand den Badeort ungemein verschönert, und ein Logis, welches ihrem wähligsten Wunsche entsprach. Eine alte Gräfin, die um eine halbe Woche früher angekommen war, wohnte mit ihr in demselben Flügel des palastähnlichen Hauses. Es war die Wittwe eines weiland vornehmen Staatsbeamten, welche in dem Rufe launenhafter Wunderlichkeiten stand. Diese Fama war ihr vorausgeeilt, und hatte unter andern auch von der Grille erzählt, daß die Dame sich ungern mit dem hohen Titel ihres verstorbenen Würden- und Kreuzträgers anreden höre, und daß dem, der höflicher Sitte nach gegen diese Seltsamkeit unwissentlich anstoße, ihre Gunst auf immer verschüttet sei.

Die Nähe dieses Zusammenseins, welches unausweichbare Berührungen hervorbringen mußte, ließ es Frau von Thale als eine Pflicht guter Lebensart erkennen, der Gräfin Vließ, die ihres Reichthums wegen nur das goldne Vließ genannt ward — einen Besuch zu machen.

Die alte Dame, auf deren persönlichem Wesen und Umgebungen noch ein schwacher Abglanz jener Zeit ruhete, wo sie als die Frau eines Mannes von weit verbreitetem Einflusse im Schimmer der Größe gelebt, obgleich sein Grab schon lange, lange! in tiefem Schatten stand, und die Sonne

der königlichen Huld andere Höhen bestrahlte, — nahm die Artigkeit der Hausgenossin sehr wohl und mit der einladenden Bitte auf, gute Nachbarschaft zu halten. Die Gräfin war im Besitze des Geheimnisses, imponiren zu können, und Frau von Thale, durch ihr Verhältniß zu dem älteren Gemahl an Gefühle des Respects und der Unterordnung gewöhnt, befriedigte durch ein Betragen, dessen Anstand den Charakter der Bescheidenheit trug, die stolzen Forderungen der Alten.

Nur Marie ging, seit sie die Gräfin gesehen, sinnig umher, und horchte jedem gewogenen Worte ihrer bläulichen Lippe in so lauschender Spannung, als solle ein delphisches Orakel ihr die Räthsel des Lebens offenbaren.

Dieser Umgang ward nun fortgesetzt, obschon er keinesweges ein passender genannt werden konnte; doch darauf ist es ja auch bei den leichten und losen Verknüpfungen der Badebekanntschaften kaum abgesehen. Die Gelegenheit webt und schürzt die Fäden solch flüchtiger Vereine, welche dann mit dem Sommer davon flattern; nur selten daß hier oder da ein Gespinnst festeren Stoffes sich zu einem dauernden Bande schlingt.

Frau von Thale konnte vorerst nur ahnen, daß die Gräfin hinter dem feinen, glatten Firniß der Weltklugheit ein Gemüth verberge, worin die schwärzesten Leidenschaften wühlten, als: Geiz und Neid, Haß und Stolz, Schadenfreude und rachsüchtige Tücke; manche gute Eigenschaften hingegen, welche offener lagen, veranlaßten die mildselige Frau zu dem gemäßigten Urtheile, daß die Gräfin nur richtig aufgefaßt und behandelt werden müsse, um sie von schätzenswerthen Seiten kennen zu lernen.

Marie äußerte sich wenig über die Dame, obgleich die

Gräfin sich viel mit ihr zu schaffen machte. Die liebreizende Gestalt des jungen Mädchens stand, gleich einer Grazie, in grauen Flor gehüllt vor den blöden Augen der Matrone, und auch der Wohllaut dieser unwiderstehlichen Stimme wurde oft von einer beklemmenden Aengstlichkeit unterdrückt; aber dennoch ward Marie von einem seltsamen Zuge in den Kreis geführt, welchen die Gegenwart der Gräfin umschrieb, und darin festgehalten.

Frau von Thale bemerkte diesen Hang ihrer Pflegetochter, und begnügte sich, ihn aus dem Reize der Neuheit, aus der gebietenden Superiorität, womit die alte Dame die Besuche des schüchternen Mädchens bittend forderte, und endlich aus der schmeichelhaften Güte zu erklären, welche die Gräfin für Marie an den Tag legte. Weniger fiel ihr auf, daß Marie seit ihrer Ankunft im Bade, merklich stiller geworden wäre, und daß der heitere, unbefangene Sinn des Mädchens sich in ein grübelndes Nachdenken verloren hätte.

Fast unbewußt daran gewöhnt, Marie für ihre Tochter auszugeben, hatte Frau von Thale sie auch solche der Gräfin Bließ vorgestellt, und als Frau und Fräulein von Thale standen Beider Namen in der Badeliste. Früher hatte Frau von Thale damit Erörterungen gegen Fremde zu vermeiden gesucht, die ihr mehr um des Kindes willen, als ihrer selbst, schmerzlich waren — und so ließ die liebende Schwachheit der mütterlichen Frau jenen Irrthum einschleichen und verjähren.

Sobald Frau von Thale das erste Wort von ihrem Entschlusse fallen ließ, künftig in B..... leben zu wollen, bot ihr die Gräfin das leerstehende, zweite Stockwerk ihres großen Hauses daselbst zur Miethe an, und Frau von Thale mußte sich für diese Zuvorkommenheit verpflichtet erkennen.

Man trennte sich endlich mit gegenseitigen Versicherungen des Dankes und der Freundschaft, und erfreuet durch die Aussicht auf eine baldige Wiedervereinigung.

Nach einem wehmüthigen Abschiede von dem Orte, der sie eine lange Reihe Jahre unter den Schutz der Einsamkeit vor den Stürmen der Welt gestellt hatte, reis'te Frau von Thale mit Marie nach B..... ab, und ward von der Gräfin mit unveränderter Gesinnung empfangen.

Die Hausgenossenschaft richtete sich nun in das möglichstbeste Verhältniß ein, die getümmelvolle Stadt sprach doch den ländlichen Geschmack der beiden Damen mit mancher Annehmlichkeit an, und täuschte durch ihr gedrängtes, buntes Leben über die öde Trauer der spätherbstlichen Jahreszeit, was besonders wohlthuend auf Frau von Thale wirkte, die stets einen sehnsüchtigen Zug empfunden, wenn sie die Vögel frei und froh dem Winter entfliehen sah, und der starre, goldne Käfig ihres Schlosses sie gefangen hielt.

Marie hingegen war unwohl und ein wenig blaß geworden; ihre Pflegemutter erklärte daher das stillere Wesen des Mädchens aus diesem leidenden Zustande. Eines Abends, als eine Lieblings-Oper der Frau von Thale gegeben ward, auf deren Genuß sie sich lange vorher gefreuet hatte, bekam Marie wieder einen leichten Anfall von Fieber, das bereits länger ausgeblieben war, und ihre mütterliche Freundin wollte, besorgt um das geliebte Kind, den vorgefahrenen Wagen abbestellen lassen. Aber Marie drang bittend darauf, daß die gütige Mutter sich dieses Vergnügens nicht beraube, sie verleugnete ihr Uebelbefinden so viel als möglich, und Frau von Thale mußte endlich nachgeben. Doch Marie erschrak nicht wenig, als sie die Heimkehrende ansichtig ward. Frau von Thale sah bleich aus, wie ein marmornes Bild,

ihr Busen flog — ihre Hände konnten vor Zittern die Schleife des Mantels nicht lösen. Auf Mariens ängstliche Frage sagte sie, ein Freudenschreck wäre ihr in die Glieder geschlagen, sie hätte einen Jugendfreund wieder gefunden.

„Gott! wie doch alles sich ändert!“ setzte Frau von Thale jenem erklärenden Berichte hinzu, und die Idee des Wandels und Wechsels aller Dinge schien heftig gegen ein stetes Gefühl in ihr anzukämpfen. Mit weithinschauenden Augen fuhr sie während des Auskleidens fort: „Ein blutarmer Lieutenant“ — Frau von Thale hielt inne — eine Schlinge hatte sich verzogen — ein brennender Purpur übergoß Mariens Wangen, ihr Blick hing höchstgespannt am zögernden Munde der Mutter, bis diese weiter sprach, „schied der edle Troubert einst von mir. An seinem Glücke verzweifelnd, weil er mich aufgeben mußte, war, wie er sagte, mein Bild, das er im Herzen trug, sein höchster Besitz, sein letzter Trost — während der Wunsch meiner Mutter mich einem herberen Loose, als dem Entsagen, weihete. Ich mußte einem Anderen angehören, als dem, den meine Seele liebte! — Ach, das ist schwer, Marie! sehr schwer! und Gott behüte Dich davor! Doch darf ich sagen, ich habe meine Pflicht treu erfüllt. Und heute sah ich Troubert wieder! und wie! Er war in einer Loge, dicht neben der meinigen; ich hörte den Ton seiner Stimme, sein frohes Lachen, seinen feinen Scherz mit einer jungen Dame —, und es war mir, als läge ich im tiefen Grabe der Vergangenheit, ohne schlafen, ohne vergessen zu können, und die Lebendigen trieben Kurzweil in seiner düsteren Nähe. Der Vorhang rauschte herab, ich ließ den Schleier fallen, aber nicht früh genug, um dem erkennenden Blicke Troubert's die veränderte Freundin zu entziehen. Ich sah deutlich, wie er zusammenschrak! Er

stürmte nach der Thür — durchbrach das Gedränge und stand vor mir, als ich den Fuß auf den Wagentritt setzen wollte. Die hohe, schöne Figur hatte nur durch männliche Würde gewonnen; die Generals-Feder lief um seinen Hut, die breite Brust war bedeckt von schimmernden Orden, der blasse Mondstrahl spiegelte sich in dem kleinen russischen Ehrenbilde der Sanct Anna, und webte bleich und geisterhaft um meine verblühete Gestalt, die ich sonst in der innersten Tiefe dieser belohnten Stelle geherrscht hatte. — Wir wechselten einige unzusammenhängende Worte der Ueberraschung, des Erstaunens, ich möchte sagen der Freude — und morgen wird der General mich besuchen."

Marie hatte dieser lebhaften Erzählung ihrer Pflegemutter mit einem antheilvollen Interesse zugehört; doch zog eine leise Säure dabei ihre reinen Gefühle ein wenig zusammen.

Die Jugend empfindet alle Leidenschaftlichkeit des Herzens nur als ihr alleiniges Vorrecht, und die Achtung für ältere Personen wird einzig durch den Begriff der Ruhe bedingt, die sie in ihnen voraussetzt; erhaben über Wallungen des Gemüths muß sein, wem sie vertrauen will! Dies gilt ausschließend von den Müttern. O, wie heilig sollte eine Mutter die Stille der Seele bewahren, wodurch sie die Gottheit ihres jungfräulichen Kindes wird! —

Töchter mögen es wohl, daß sie von ihren Müttern verstanden werden in Empfindungen, die zu zart selbst für das innigste, hingebendste Vertrauen sind; aber kein g l e i c h z e i t i g e s Gefühl müsse jemals die Mutter der Tochter verschwistern, während es die letztere verwaiset. Das Idol der Mütterlichkeit sinkt herab von seiner leuchtenden Höhe, das kindliche Herz erblickt trauernd kleine Flecken und Mängel, wo es bewundern wollte — und in der Erkenntniß der

weiblichen Schwäche erlischt der heilige Trieb, jenem Vorbilde in reinster Tugend nachzuahmen.

Marie hatte eine üble Nacht gehabt, und Frau von Thale nicht besser geschlafen. Sie wendete das Auge ängstlich von dem Spiegel ab, der ihr ein blasses, übernächtiges Bild zeigte, und verweilte doch länger als gewöhnlich vor ihm. Auch Marie machte heute eine so sorgfältige Toilette, als ihr bei dem abspannenden Gefühle ihrer Mattigkeit nur immer möglich war; ein zarter Tact des Schicklichen ließ sie den Freund ihrer Mutter also ehren, und ein geheimes Etwas in ihrem verschwiegenen Herzen machte den General ihr selbst bedeutend und solcher achtungsvollen Berücksichtigung werth.

Als Marie angekleidet in das Cabinet der Frau von Thale trat, die ganz gegen ihre Gewohnheit, nur die möglichst kürzeste Zeit auf die lästige Mühe des Anziehens zu wenden, nicht fertig mit sich werden konnte, — sah diese, ihr liebes Mädchen, das der mütterlichen Eitelkeit sonst immer nicht geschmückt genug war, mit einem Blicke an, worin sich mehr Betroffenheit als Freude malte. Marie war wirklich blendend schön! Ein leichter Anflug von Fieber, nur eben stark genug, ihre feinen Wangen höher zu röthen und den milden Augen einen strahlenderen Glanz zu verleihen, gab zugleich der leidenden Sanftheit ihres Wesens mehr Handlung, und regte alle ruhenden Grazien der Rede und des Geberdenspiels in ihr auf.

Das faltenreiche Morgenkleid, rein wie frischer Schnee, umfloß den schlanken, jungfräulichen Leib und schmiegte sich an die weichen Formen, welche die gedrungene Fülle einer kaum erschlossenen Blüthe verriethen, indeß ein artiges Häubchen, tiefschattend über der Locken dunkles Braun gezogen,

die kränkliche Unlust andeutete, den Reichthum dieses wunderschönen Haares in künstlicher Ordnung zu enthüllen, so wie die veilchenblaue Schleife daran die leuchtende Weiße des Halses erhob und für einen Geschmack sprach, der kein Gefallen an dem Prunke brennender Farben finde. Dies Häubchen nun, so wie die bescheidene Wahl des Bandes, womit es zugebunden war, und die züchtige Verschlossenheit dieses Anzugs überhaupt lieh der Erscheinung Mariens etwas Frauenhaftes, das jedoch bei der Jugendlichkeit ihrer Gestalt und Farben dem vollesten Frühlingsreize der Schönheit nur eine leise, anziehende Kraft mehr gab. —

Frau von Thale fühlte sehr fein, ihr Nervenspiel war heute überdies in erhöheter Stimmung; so erröthete sie, als wie im Wiederscheine ihres purpurfarbigen Kleides, da sie den ersten Blick auf Marie warf. Sie empfand zum ersten Male einen Contrast zwischen sich und ihrer Pflegetochter, der sie beschämte; es war ihr noch nie eingefallen, solch eine Parallele zu ziehen — weil früher niemals ihre Ansprüche gleichen Standpunct mit Mariens jugendlichen Rechten eingenommen hatten. Die Rose ihrer Wangen war entblättert, das Feuer ihrer Augen in mancher stillen Thräne erloschen; — nur der Mund hatte sein liebliches Lächeln, die Perlen seiner Zähne, das reine, wohllautende Metall der Stimme noch, die so tief ins Herz drang und auch das härteste rührte.

Frau von Thale setzte sich zu dem Empfange ihres Besuchs zurecht, Marie arbeitete schweigend in ruhiger Erwartung. Das Gespräch waltete kurz, abgerissen — weil die Seele der Ersteren dem Gaste entgegeneilte, und Marie dieser errathenen Aufmerksamkeit nicht störend werden wollte.

Frau von Thale lauschte, wenn ein Gang auf dem un=

tern Vorsaale, ein Schritt auf der Treppe hörbar ward, der Schlag ihres Herzens stürmte dann; — aber immer war es nur blinder Lärm gewesen.

Jetzt ging der Zeiger der Uhr stark auf die Mittagsstunde los, und trotz der peinlichen Länge dieses Morgens glaubte Frau von Thale doch, er wäre wohl nie so schnell vorgerückt. Sie sprach keine Silbe mehr, und der Gedanke trat finster vor ihren Geist, den Freund müsse eben keine heftige Sehnsucht antreiben, sein Versprechen zu erfüllen, sonst würde er wohl früher gekommen sein, wenn er ja noch käme, — da eilte ein rascher Schritt die Stiege hinan, der Bediente meldete den General, er eilte in das Zimmer. Sein flammendes Auge blitzte der bleichen, zitternden Freundin zu, und stutzte, als es an deren Seite ein wenig nachstehend — Marie gewahrte, die sich in scheuer Verlegenheit sehr tief verbeugte. Der Blick des Generals blieb einige Secunden in fraglicher Bewunderung auf dieser holden Gestalt ruhen, und wenn es auch die flüchtigste Vernachlässigung war, womit seine überraschte Neugier das Vorrecht alter Liebe kränkte, so ward sie von Frau von Thale doch empfunden.

„Meine Pflegetochter, Marie von Ehrengang, Herr General!“ sagte sie, und die Miene des Generals lichtete sich noch mehr; aber das ungewohnte Wort und der fremde Ton, womit es ausgesprochen ward, hatte scharf in das Ohr und Herz der armen Marie geschnitten.

Das Gespräch, welches sich zwischen dem General und der Frau von Thale nun mit zudringendem Stoffe anknüpfte, schloß Mariens Theilnehmen aus, ein Gefühl der Weiblichkeit ließ sie errathen, daß ihre Gegenwart hier überflüssig wäre — und so schlich sie nach einer Weile davon, über-

zeugt, Frau von Thale werde diesen Verstoß gegen die gastliche Sitte kaum im Ernste rügen.

Sie ging ihrem Zimmer zu und war seiner Einsamkeit froh. Ein Strom von Thränen rann aus ihren Augen, sie kam sich so verlassen vor und fühlte sich — vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben — eine Waise!

Es schlug bereits zwei Uhr, als sie den General erst fortgehen hörte. Frau von Thale kam sogleich, um zu sehen, wo ihr Töchterchen geblieben; sie fragte besorgt, ob Marie schlimmer geworden wäre, da sie sich entfernt hätte. Diese zärtliche Theilnahme, in ungewöhnlicher Aufregung geäußert, ließ Marie heute kühl, da sie sonst jeden Beweis der Liebe ihrer Pflegemutter mit glühender Innigkeit aufzunehmen und zu erwiedern pflegte.

Man setzte sich endlich zu Tische, Frau von Thale berührte das Essen kaum — auch Marie war der Appetit vergangen. Nach aufgehobener Tafel verschloß Frau von Thale sich in ihr Cabinet, und Marie ging zu der Gräfin hinunter, eine Partie Schach mit ihr zu spielen. Dies geschah in der Regel täglich; die Gräfin war eine leidenschaftliche Schachspielerin und schien großes Gefallen an dem jungen Mädchen zu finden, das durch eine gleiche Neigung des verstorbenen Freiherrn wohlgeübt in diesem scharfsinnigen Spiele war und seine Fertigkeit nur kindlich bescheiden geltend machte.

Die Gräfin war unpäßlich, sie litt an Rückenschmerzen, worüber sie öfters klagte, und die Langeweile dieses schmerzlichen Zustandes, wie das müßige Festsitzen im Lehnstuhle, hatte sie Mariens verzögertem Kommen mit Ungeduld entgegensehen lassen. Marie entschuldigte sich, daß diesen Morgen ein Besuch sie abgehalten, zur Frühpartie zu erscheinen;

allein sie nannte die Person nicht, weil sie die Fragelust ihrer alten Gönnerin, und mehr noch deren Combinationsgabe scheuete. —

Nach einem kurzen Zwiegespräche schritt man zum Werke, und die Gräfin befahl dem Bedienten, welcher den Kaffee servirte, das Schachbrett herbeizulangen. Der Mensch gehorchte, doch eine unvorsichtige Bewegung — und die Schachtel entglitt der zuckenden Hand, und der feingedrechselte Inhalt von amerikanischem Holze prasselte in wirrer Zerstreuung zu Boden. Die Gräfin fuhr erschrocken in die Höhe und hielt sich das Kreuz mit beiden Händen wieder. Marie sprang behende hinzu, den Unfall zu übersehen. Nur eine Figur war entzwei, die andern sämmtlich ohne Schaden.

„Es ist wohl alles in Granatstücken, liebes Fräulein?“ fragte die Gräfin, deren blödsichtiges Auge nicht bis zu dieser kleinen Niederlage reichte, mit vorwurfsvollem Tone; „der Ungeschick ist doch wirklich sein leiblicher Vetter! Wenn Er sich künftig nicht besser in Acht nehmen lernt“ —

„Nur die eine Königin ist zerbrochen und wird sich vielleicht herstellen lassen;“ unterbrach Marie mit begütigender Stimme diese Strafpredigt.

„Die Königin?“ wiederholte die schmälende Dame und gebot dem erschrockenen Diener: „Nun, so trage Er sie zum Drechsler, ob ihr zu helfen sei. Wir aber wollen uns eine andere suchen. Das ist sonderbar! mit Schachspielen habe ich ein merkwürdiges Unglück — und immer spielt die Königin darin eine ausgezeichnete Rolle. — Wenn Sie, meine Liebe, so gut sein und dort an meinen Schreibtisch gehen wollten, in dem Fache rechter Hand — da, wo der kleine Schlüssel steckt, finden sie ein Kästchen, das geben Sie mir einmal her, wenn ich bitten darf.“ Marie that, wie ihr

geheißen. Die Gräfin öffnete das truhenförmige Kästchen, von Schildpatte mit Perlmutter ausgelegt, und nahm ein in Baumwolle gebettetes Figürchen heraus, welches sie vor Marie aufstellte. Etwa einen halben Zoll lang, und kaum — zeigte es sich als das niedlichste Diminutiv der weiblichen Königswürde. Materie und Arbeit, eine Art Mosaik von edlem Gestein, war ungemein künstlich; die Robe von Smaragd, der Mantel in echter, voller Purpurfarbe des Amethysten, Diadem und Gürtelband von den allerkleinsten Brillanten. Ein leises „Ach!" entfloh Mariens Munde bei dem Anblicke dieser winzigen Gestalt, welche sie wie ein Feentraum aus Liliput gemahnte. Es regte diese Form den weiblichen Puppensinn in ihr an, bewundernd und erstaunt weilte ihr Auge auf den netten Verhältnissen des kleinen Kunstwerks, der starre, schimmernde Stoff gefiel ihrer unschuldigen Eitelkeit — und der Hauch eines wundersam ahnenden Gefühls schauerte aus den Tiefen ihrer Seele auf und machte ihren Beifall stumm. —

„Sagen Sie, liebe Marie," hob die Gräfin fragend an, „ist dies nicht wirklich allerliebst? Und solch ein ganzes Schachspiel mit charakteristischen Figuren besaß ich einst! Das Schachbrett war von Rubin und Chrysopras, an jeder Ecke eine verschiedene Allegorie, die auf den Sinn des Spiels Bezug nahm — es strahlte farbig wie der Regenbogen, und ich möchte glauben, daß meine Augen bedeutend dadurch gelitten haben, denn an Gallatagen ward es gebraucht, und deren hatte ich damals viel." — Die Gräfin seufzte — und fuhr erregt fort: „O! ich darf nicht daran denken, auf welche schändliche Weise ich um diese Kostbarkeit gekommen bin, die unter allem, was ich Werthvolles besitze, mir das Liebste war — ein theures Erbstück von meiner seligen

Mutter, die es im siebenjährigen Kriege von einem vornehmen Officier zum Präsent erhalten hatte; wer weiß, aus welcher fürstlichen Schatz- oder Kunstkammer die Hände der Plünderer es geraubt! — Einen Platz im Grünen Gewölbe zu Dresden hätte es mit dem Rechte der Seltenheit einnehmen können; aber ich trug es gleichsam in meinem Herzen, und für keinen Preis wäre es mir feil gewesen. Ich hatte damals eine Person im Hause" — hier steigerte sich der Gräfin Ton und Mariens Aufmerksamkeit, „die ich um Gotteswillen aufgenommen. Sie spielte meisterhaft Schach und las sehr gut Zeitungen vor; und dieser beiden Eigenschaften wegen, welche mir vorzüglich schätzbar sind, duldete ich ihre trübseligen Launen, womit sie mich häufig incommodirte. Einstmal zeigte ich ihr diese prächtige Rarität, und sie konnte sich gar nicht satt daran sehen; ich aber hatte kein Arges, denn ich traute ihr eine noble Denkungsart zu." —

„Da kam der Krieg, und Hals über Kopf flüchtete Alles vor dem Feinde, der uns auf die Fersen trat. Man riß mich mit fort, ich mußte meine Schlüssel in den Händen jener Person lassen, die durch ihre Geläufigkeit im Französischen, wie durch einen gewissen besonnenen Muth mir nützlich zu werden versprach. Das Schachspiel war mein letztes Wort, ich band es ihr auf die Seele, und es war zu einem Fallstricke für sie geworden." —

„Als ich zurückkehrte, fand ich die besten Piecen meines Hauses von französischer Einquartierung besetzt und meinen Gelaß auf den nothwendigsten Bedarf eingeschränkt. Vermuthlich hatte sich die Dame, der ich die Sorge dafür anvertrauet, ein Bildchen bei der Generalität, die hier campirte, verdienen wollen. Meine Sachen waren unversehrt, nur das

Schachspiel vermißte ich. Sie behauptete, es einem alten Kammerdiener zur Verwahrung übergeben zu haben, der sich auf meinen Befehl dazu berufen hätte. In der größten Verwirrung des Einpackens und Verbergens habe er es ihr an einer Treppenstelle, die sie sogar mit frecher Umständlichkeit bezeichnete — halb mit Gewalt vom Arme genommen. Ich konnte mich nicht besinnen, und der alte Mann war unterdessen am Typhus gestorben. Sein Mund war also geschlossen für die Gegenaussage, wodurch die Lügnerin entlarvt worden wäre. Obwohl ich innerlich kochte, nahm ich mir doch Geduld und ließ überall nachsuchen, wo ich das Schachspiel finden zu können glauben dürfte; doch es war und blieb verschwunden." —

„Dieser Verlust nun, und der Gedanke, durch welche Schlechtigkeit ich ihn erleiden müsse — empörte mich so, daß ich meinen Verdacht ohne Umstände äußerte. Das zarte Dämchen wollte vor Alteration Krämpfe bekommen; aber solche Theatercoups machen auf mich keinen Effect."

„Es kam zu einem harten Wortwechsel, und die zweideutige Gesellschafterin verließ auf der Stelle mein Haus."

„Wie aber, wenn sie unschuldig gewesen wäre?" fragte Marie ernsten Blickes, und ihre Brust wallte hoch und heiß; doch hatte der Ton ihrer Stimme etwas kalt richterliches. Die Gräfin lächelte höhnisch, indem sie antwortete: „Das ist nicht wahrscheinlich, mein Kind; denn in einem Wandschranke fanden sich einige vergessene Kleidungsstücke der Dame, worunter eine Schürze, an deren Zipfel sich die Königin hier mit der Krone eingehakt hatte. An diese Zeugin war nicht gedacht worden; allein so muß es kommen, wenn die Schuld offenbar werden soll!" —

„Seitdem ist das Figürchen bei allen Juwelieren der

Hauptstadt herumgewandert, um die Arbeit des Schachspiels, das doch nun auch zerrissen ist — anzugeben, im Falle sich eine Spur davon fände. Aber — dies wird wohl längst über der Grenze angebracht und ergänzt worden sein. — Diese verdrießliche Geschichte verstimmt mich jedes Mal, und ich kann es doch nicht lassen, sie bei veranlassender Gelegenheit auf Tapet zu bringen. Also still davon, Liebe! Wir wollen jetzt spielen.“ Marie spielte zerstreut, und die Gräfin gewann mit der Partie bessere Laune.

Gegen den Abend fühlte Marie sich wieder so unwohl und angegriffen, daß sie ihre Pflegemutter um Erlaubniß bat, sie zeitig verlassen zu dürfen, weil sie sich zu Bette legen wolle. Frau von Thale konnte nicht ganz verbergen, daß ihr damit ein eigener Wunsch erfüllt werde; das Zusammensein von Mutter und Tochter war heute wortkarg gewesen, und eine leise Scheidewand zwischen die Seelen gesunken, welche sonst in den vollesten Ergüssen der Liebe so gern in einander überströmten.

Dieser verlebte Tag hatte Marie reichen Anlaß zum Nachdenken gegeben. War schon die Erscheinung des Generals mit ihren Wirkungen auf Frau von Thale bedeutend in seinen kurzen Lauf getreten, so hatte die Erzählung der Gräfin sie doch noch stärker aufgeregt. Es war ihr, als ob diese Geschichte sich wie ein dämmernder Traum, dessen man sich kaum zu erinnern vermag, ihrem Gedächtnisse erneuert hätte, oder als wenn sie einmal etwas Aehnliches erfahren, und sich nur nicht besinnen könne, wo? und wann? — In wunderbarer Theilnahme an dem Schicksale jener Unbekannten, welche das Schachspiel verloren — schwebte ihr die unwürdige Behandlung der Gräfin gleichsam vor Augen. Das Zittern der gekränkten Ehre ergoß sich nach-

empfunden durch ihre Glieder, aber sie hielt es für ein fieberhaftes Frösteln, und das königliche Püppchen figurirte in den phantastischen Bildern, die ein glühender Schlaf an ihrem Geiste vorüberführte.

Auch Frau von Thale suchte abermals ihr Schlafzimmer, innerster Unruhe voll. Die tiefe, einsame Stille, welche sie hier mit leisem Flüstern umwebte, winkte ihr nicht, so wie sonst zu dem denkenden Genusse eines guten Buches, oder zur süßen Labe des Schlummers; der Genius dieses verhängnißvollen Tages trat zu ihr und wiederholte das vergangene Leben des Freundes, und enthüllte ihr die Geheimnisse der Zukunft. —

Der General war niemals verheirathet gewesen, und kein Wort seines Mundes deutete auf eine zweite Liebe hin, die ihm die erste vergessen gemacht hätte.

Dem Kriege verdankte er sein Emporkommen und eine Reihe der Erfahrung, die seltsam, aber anziehend, mit einer fast jugendlichen Frische des Gemüths contrastirte.

Unter den Fahnen der Victoria hatte er einige Wunden empfangen, die das Glück ihm um leichten Preis geboten, und deren Narben seinem edlen Gesichte zur Ehrenzier gereichten; hingegen wollte eine tiefere Wunde seines Herzens nicht heilen, und die balsamische Zeit hatte nur ihr glühendes Weh lindern können. Diese leidende Stelle verbarg er behutsam, sie wäre ihm offenbar ein Vorwurf männlicher Schwäche gewesen. —

Seit Kurzem erst war er General und aus seinem entlegenen Standorte in eine noch entferntere Provinz versetzt worden. Berufsangelegenheiten hatten ihn nach der Residenz geführt, und es war ungewiß, wann diese Geschäfte, deren

Forderung von mannigfaltigen Umständen abhing, ihn wieder von hier entlassen würden.

Frau von Thale war, seitdem sie dies alles wußte, in einer Aufregung, deren sie sich selbst nicht mehr fähig geglaubt hätte. Jene verjährten Gefühle traten in jugendliche Kraft, die Vergangenheit ward zur Gegenwart — der weite Zeitraum zwischen beiden versank. Mit einer Art von Reue und vorwurfsvoller Verwunderung dachte sie darüber nach, wie es wohl möglich gewesen, daß sie die Erinnerung an den einst Geliebten zuweilen so lange und so ganz aus der Seele hätte verlieren können. — Sie mußte es sich gestehen, daß sie ihr beweintes Kind noch anders, noch stärker als ihn geliebt, daß Bande wohlwollender und dankbarer Anhänglichkeit sie an den Gemahl, wie an ihre Pflichten geknüpft hätten, daß die Gewohnheit sich selbst mit der Härte des ihm gebrachten Opfers versöhnt, ihr die abgeschiedene Lage lieb gemacht, und daß endlich die angenommene Marie ihr ein theurer Ersatz für alles früher Verlorene geworden wäre.

Bei diesem letzteren Gedanken ward Frau von Thale von einem verrätherischen Gefühle überrascht; es war ein Anflug von Unmuth über diese schönste Handlung ihres Lebens — zwar im leisesten Vorüberfliehen nur, aber dennoch störend. Eine menschliche, eine weibliche Schwachheit trennte in diesem Augenblicke, was Gottes Rath so weise zusammengefügt hatte! — Frau von Thale zürnte mit sich selbst, durch eine freiwillige Schenkung ihrer Liebe an die verwaisete Marie dem Rechte des vergessenen Freundes Eintrag gethan, und sich für mögliche Verhältnisse der Zukunft gebunden zu haben. Das Mädchen stand, eine blühende Jungfrau! ihr zur Seite, oder auch im Wege — da

der einfache Gang ihres Lebens sich wendete; der Name Mutter, den Frau von Thale diesem kindlichen Wesen so gern zugestanden, klang jetzt wie der mahnende Ton einer späten Stunde, wenn die Zeit für unsere Wünsche zu rasch vorgerückt ist.

O! auch das reinste Herz bleibt doch ein unergründliches Geheimniß! Frau von Thale konnte gewiß in mehr als einem Sinne vortrefflich genannt werden und für ein Muster ihres Geschlechts gelten; ihr klarer Verstand, in ruhiger Würde waltend, hatte sie selbst in den Jahren der frühesten Jugend vor leidenschaftlichen Gefahren bewahrt; ihr Gemüth, obwohl innig und warm, hatte nie ausschweifende Gefühle genährt, sondern die Grenzen weiblicher Gebundenheit, nach der Schnur des Schicklichen gezogen, mit zarter Scheu beachtet. Erfüllt von dem Ernste ihrer Pflichten als Gattin und Mutter, erlaubte sie sich kein schwärmerisches Gedankenspiel mit dem Bilde ihrer ersten Liebe, vielmehr breitete sie den Schleier einer absichtlichen Vergessenheit über seine rührenden Züge, um treu sein zu können. — Keine Eitelkeit, auch nicht die verzeiblichste — täuschte sie über das Welken ihrer Blüthe, in veredeltem Grade zeigte sich diese Eigenschaft der Frauen, deren keine ganz frei davon wäre, oder auch sein sollte — nur als Freude an dem reizenden Entfalten Mariens; selbstlos, im mütterlichsten Geiste knüpfte sie all ihr Hoffen, ihre träumenden Wünsche an die Zukunft des ihr so theuren Mädchens.

Und ein Augenblick — das Wiedersehen des Generals veränderte dies alles! Frau von Thale fühlte sich frei und verkürzt durch die vergangenen Jahre; sie war sich bewußt, ihre Pflichten streng erfüllt zu haben, und konnte auch für überwundene Leiden ein vergeltendes Loos erwarten.

Mit der Nähe eines aufgegebenen Glückes trat auch ihr Anspruch von einst in vollester Kraft, und Marie, die kindliche Marie, in den Hintergrund ihrer Theilnahme. Alle die kleinen Schwächen der Liebe, welche um so stärker hervortreten, je fester das Herz durch die heiße Arbeit eines vorgerückten Lebens sein sollte, — als eitles Streben zu gefallen, Eifersucht, Neid, bange Furcht, verdunkelt zu werden, entfremdeten die Mutter der Tochter, und störten ein Verhältniß, das durch seine sittliche Güte ausgezeichnet war und für die Ewigkeit gebaut schien. Aber Gott waltet auch in der Wandelbarkeit des menschlichen Herzens und leitet nach weisen Zwecken die Liebe der Sterblichen! —

Wir folgen unsern eigenen Trieben, und gehorchen dennoch einem höheren Willen. Die Blüthe eines Bundes, von welcher Art er immer sein möge — fällt ab, sobald sie die Furcht angesetzt, welche für das Schicksal reifen soll!

Diese Zeit nun war für Marie und ihre bisherige Pflegemutter erschienen, wie wenig Beide jemals daran geglaubt haben würden. Der General kam oft und blieb immer länger, und Marie fühlte sich überflüssig, sobald er anwesend war. Sie bemerkte mit Schmerz, daß Frau von Thale selbst dann lieber allein wäre, als mit ihr zusammen, wenn er sich bereits wieder entfernt hatte. Marie, unbeachtet und versäumt, und den Mangel einer Zärtlichkeit, an die sie so lange gewöhnt war, traurig empfindend, brachte nunmehr den größten Theil des Tages bei der Gräfin zu, und ward für die düstere Langeweile dieser Gesellschaft mindestens durch die Ueberzeugung entschädiget, daß ihr Ausbleiben hier vermißt werden würde. Der schöne, weibliche Trieb, zu helfen, zu nützen, zu dienen sogar, war ihr natürlich, und so hatte sie sich der Gräfin auf mannigfaltige

Weise unentbehrlich gemacht, ohne sich dabei einer Absicht bewußt zu sein. Wenn auch Marie deutlich genug empfand, daß diese alte, vornehme Dame, eben so wenig eine hochachtende Liebe verdiene, als jemals von ihr empfangen könne, so vertrat die Stelle eines anderen, des stärksten Gefühls jenen nothwendigen Vorbehalt, und der Gräfin finsterer, feindlicher Sinn, wie die pomphafte Oede, welche sie umgab, ward bald durch eine fremde Erscheinung für Marie mit dem Glanze des Himmels bestrahlt, und mit tausend leisen, geheimnißvollen Freuden belebt.

Fast gleichzeitig mit Frau von Thale und Marie war ein Großneffe der Gräfin Vließ, ein Lieutnant von Bodmar, in der Residenz angelangt, wohin er zu einem Uhlanen-Regimente aus einer andern Garnison versetzt worden. Diesen jungen Mann hatte die Natur mit einem Empfehlungsbriefe ausgestattet, wie er nirgend dringender aus menschlichen Zügen an die fremde, kalte Welt ergehen kann, und seiner einnehmenden Persönlichkeit, seinen milden, gefälligen Sitten öffnete sich jedes Herz freundlich. Nur die Gräfin empfing ihren Verwandten, der in diesem Grade ihr einziger war — mit abstoßender Kälte. Es hätte kaum noch des Mitleids für den Jüngling bedurft, um in Marie den Eindruck zu vertiefen, welchen sein erster Anblick auf sie machte. Sie war Zeugin jener Ankunfts-Scene, und bebte vor Unwillen über den Ton, welchen sich die Gräfin gegen den Großneffen herausnahm, und der ihn, ihrem Bedünken nach, in Gegenwart einer Unbekannten noch tiefer verletzen mußte. Aber bewundernd merkte sie auf die einfache Sicherheit, womit der junge Officier sich gegen die Großtante behauptete, und die schneidende Bosheit der Dame entwaffnete.

Marie konnte nach und nach errathen, daß die Gräfin

Bodmar's Eltern sehr gehaßt, daß er, wenn ihr Testament ihn nicht willkürlich ausschließe — ihr natürlicher Erbe sei, und daß sie ihn vielleicht grade deßhalb mit so scheelen Blicken ansehe.

Aber der junge Mann schien keinen Zug mit dem Wesen niedriger Erbschleicher gemein zu haben, und eine edle Uneigennützigkeit war an ihm nicht zu verkennen. So lehnte er eine kleine Zulage ab, welche die Gräfin ihm anbot, wobei er ihr versicherte, daß er hinlänglich mit seiner Gage auskäme, dagegen bat er sie, ihn, wo möglich, in ihr Haus aufzunehmen, und wäre es auch nur ein Dachstübchen, das sie ihm einräumen könnte. — Diese Gunst verweigerte die Gräfin unter einem nichtigen Vorwande, und Marie, welche gegenwärtig war, erröthete wie eine Purpurrose.

Außer diesem abgeschlagenen Gesuche, über dessen eigentlichen Grund die Gräfin vorerst in finsterm Mißtrauen tappte, bis ihr später ein ahnendes Licht aufging — machte Lieutenant Bodmar auch nicht den kleinsten Anspruch an seine reiche Großtante.

Je weniger er es nun auf irgend eine unterstützende Hülfe von derselben abgesehen zu haben schien, um desto unbefangner konnte er das Recht der Verwandtschaft dahin geltend machen, daß er täglich bei ihr einsprach, und die Gräfin, welche gern Cour annahm, ließ sich diese Aufmerksamkeit gefallen. So war denn Marie beinahe eben so oft mit Bodmar zusammen.

Das Gefühl, verlassen zu sein, peinlich erregt durch die leidenschaftliche Versäumniß der Frau von Thale, der Anblick einer gegenseitigen und glücklichen Liebe, dem die beklommene Marie nicht immer schnell genug entrinnen konnte — endlich das leise, jungfräuliche Ahnen, daß sie

der Magnet sei, welcher den liebenswürdigen Jüngling hierher anziehe, und unter dem launenhaften Wechsel eines Benehmens von Seiten der ungnädigen Großtante, das oft bis zur Unerträglichkeit stieg, ausdauern lasse, schlossen Mariens unschuldige Brust einer Neigung auf, welche sich mit stiller Gewalt ihres ganzen Wesens bemächtigte. Sie liebte so heimlich, so schüchtern, so einzig und allein, wie ein verwaisetes Herz zu lieben pflegt; der Zauber dieses Gefühls band sie an die grämliche Nähe der Gräfin, und verlieh selbst den todten Figuren des Schachspiels, wenn seine Hand sie berührt, eine elektrische Kraft. —

Zwar hatte die Gräfin gelegentlich erfahren, daß Marie nur die Pflegetochter der Frau von Thale sei; doch da Erstere von fremden Personen stets mit diesem Namen angeredet ward, und ihn, einer lieben schonenden Gewohnheit getreu, ohne Widerspruch annahm, so war die Gräfin noch immer der Meinung, Marie gehöre wirklich in die Familie der Freiherren von Thale.

Aber dennoch stand, nach den Begriffen der Gräfin, Marie ihrer mütterlichen Freundin, der sie alles, nur nicht das Leben verdankte — nicht nahe genug, als daß Jene mit der Frage hätte zurückhalten sollen, ob es wahr sei, was sie gestern vernommen, daß Frau von Thale den General Troubert heirathen werde. Man spreche stark davon, und die Wahrheit dieses Gerüchtes liege ihr um so näher an, als sie hinsichtlich des Quartiers dabei interessirt wäre.

Marie gerieth in Verlegenheit; seit diesem Morgen war es ihr selbst nicht mehr zweifelhaft, daß es so kommen werde — allein sie wollte das Geheimniß der Pflegemutter nicht aussetzen, auch konnte sie sich irren; so gab sie denn eine ausweichende Antwort.

Die Gräfin lächelte und sprach: „Nun, rechnen Sie auf meine Discretion, liebe Marie! wir wollen den Fall einmal annehmen; dann müßte Frau von Thale in aller Eile und Geschwindigkeit, wie eine Soldatenfrau sie lernen muß, Namen und Wohnort wechseln und dem General nach P....... folgen, weßhalb sie denn ihre Mobilität so leicht, wie möglich, machen würde. — Was sollte aber aus Ihnen werden, liebe Marie? Solch eine Dritte taugt in solch einem beginnenden Ehestande nicht viel, und Frau von Thale wird dies unstreitig am lebhaftesten fühlen." — —

Wie bescheiden Marie auch war, den Sinn, worin die Gräfin diese letzteren Worte gesprochen, konnte sie nicht mißverstehen, da ein schmeichelnder Blick, der über ihre blühende Gestalt glitt, ihm nachhalf, um deutlich zu sein; doch Marie empfand nur mit wundem Herzen, wie es auch von Anderen bemerkt worden, daß die geliebte Pflegemutter sie jetzt zurücksetze. Sie seufzte gepreßt. „Ich möchte besser sagen," fuhr die Gräfin mit bestrickender Güte fort, „was soll aus mir werden, wenn ich Sie verlöre? Ich bin so an Ihren Umgang gewöhnt, liebe Marie, daß ich mir kaum zutrauen darf, ihn missen zu können."

Marie küßte der Gräfin die Hand, ein paar Thränen fielen auf die hageren Finger; diese fremde Theilnahme rührte das Mädchen tief, da es sich von der mütterlichen Liebe verleugnet, oder doch vergessen glaubte — und der Gedanke an eine möglich baldige Trennung machte dies schwellende Herz überfließen. „Lassen Sie mich einmal ganz aufrichtig, und ohne Blume über diese Angelegenheiten zusammen sprechen!" redete die Gräfin weiter, „Frauen in den Jahren ihrer Pflegemutter sind nicht selten auf ihre leiblichen Töchter eifersüchtig, und wenn Frau von Thale auch zu

geistreich ist, um nicht in dieser, und vielleicht manch anderen Beziehung, ungewöhnlich zu sein, so ist doch die späte Verliebtheit eine Krankheit, deren fieberhafter Phantasus auch Sinn und Seele der Vernünftigsten verwirrt und zu thörichtem Beginnen hinreißt. Ich möchte sie dem Nervenfieber vergleichen, das ja auch die stärksten Naturen am ersten überwindet, während Schwächere seinen Gefahren weniger ausgesetzt sind. — Sie, liebe Marie, ein feines artiges Kind — nun, nun, von mir dürfen Sie Sich das wohl sagen lassen — und der General, welcher mir, obgleich ich nur schwach sehe, doch so aussieht, als wenn er für die Schönheit unseres Geschlechts weder kurzsichtig, noch unempfindlich wäre, in solch einem subtilen Verhältnisse, das würde nicht gut thun; glauben Sie mir, ich hätte Ihnen deßhalb einen Vorschlag zu machen. Bleiben Sie bei mir, bis diese künftigen Eheleute sich gut oder schlecht zusammen eingerichtet haben, die Rückkehr zu Ihrer Pflegemutter steht Ihnen ja immer offen, wenn es Ihnen nicht mehr in meinem Hause gefallen sollte. Und wollen Sie die Wahrheit meiner Voraussetzungen erproben, so horchen Sie einmal bei Frau von Thale darauf hin, ob sie mit diesem Entschlusse zufrieden wäre; der Erfolg möge Sie dann bestimmen." — Die Gräfin lächelte hierbei, als wäre sie ihrer Sache vollkommen gewiß.

Wenn auch Marie nicht umhin konnte, diesen bewegenden Gründen eine mehr empfundene als erkannte Triftigkeit zuzugestehen, so wurde sie doch am meisten durch einen Hinblick auf Bodmar unterstützt, den sie im ablehnenden Falle sehr bald, und wahrscheinlich auf immer, verlassen müßte. — Die Aussicht, ihm, wenn sie bei seiner Großtante bliebe, noch näher als bisher zu stehen, und berechtigt durch dies

Verhältniß, seinen Umgang genießen zu können, ohne daß der leiseste Schritt des Entgegenkommens gegen ihre weibliche Würde geschähe, lockte mit dem süßesten Reize, und irgend eine Hoffnung, wenn auch ihr selbst nicht ganz klar, aus dem Wunsche der Gräfin geschöpft, floß wonnevoll in ihre Seele über. Sie zitterte jetzt vor der Möglichkeit, daß Frau von Thale sie nicht von sich lassen werde, daß die Gräfin sich irren könne. — Doch noch an diesem Abend sollte alles entschieden werden, und die Gräfin hatte zu rechter Zeit gesprochen.

Als der General zu später Stunde Frau von Thale verließ, und Marie von der Gräfin heraufkam, zog Erstere das Mädchen neben sich auf einen Sitz und sprach abgewandt: „Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen, meine liebe Marie! Die Vorsicht ließ meinen Frühling trübe vorübergehen, die Rosen der Freude blühten mir sparsam — aber die Sonne der Liebe sollte meinen Spätsommer aushellen. Ich habe heute dem General mein Wort gegeben, die Seinige zu werden."

Marie zitterte heftig. „Nun so segne Dich Gott, meine Mutter!" sagte sie, von überwallenden Gefühlen hingerissen, „Du bist des schönsten Glückes würdig — Du hast es um mich verdient, daß es Dir wohlgehe!"

Diese Sprache der reinsten Dankbarkeit rührte Frau von Thale sehr tief. Sie drückte Marie an ihre klopfende Brust, küßte des Mädchens Stirne und erwiederte: „Du bist ein gutes Kind! Ich dachte es wohl, daß Du so denken würdest. — Ich aber habe einen heißen Kampf gekämpft, ehe ich diesen Entschluß in der Ueberzeugung faßte, er sei des Himmels Wille. Der General steht in der vollesten Kraft seines Lebens — meine Blüthen sind längst gefallen;

doch, meine ich, eine Liebe, welche nach zwanzig Jahren noch ihres entzauberten Gegenstandes begehrt, der darf man trauen, sie war nicht an die Blume der Jugend geknüpft."

„O meine Mutter!" sagte Marie, wie bittend, „störe die Freude Deines Herzens doch durch keinen Scrupel! Du darfst Deines Glückes sicher sein. Ein reines Bewußtsein, dieser ewige Strahl, leuchtet aus Deinem Auge; die Wünsche der Lebenden werden Dich segnen, und die Schatten der Todten, die Du durch edle Werke zu Deinen Schuldnern gemacht, an der Schwelle Deines Hauses schützend wachen!"

„Das gebe Gott!" antwortete Frau von Thale, und ein leiser Seufzer schlüpfte über ihre Lippe. Nach einer Pause hob sie wieder an: „Es ändert sich nun freilich viel für mich — wo nicht alles. Auf die genußreiche Ruhe, an welche ich so gewöhnt bin, muß ich nunmehr Verzicht leisten. Meine künftige Lage wird, das begreife ich — Forderungen an mich machen, welche mir wenig Zeit zu dem stillen Umgange mit mir selbst und zu meinen Lieblingsbeschäftigungen übrig lassen dürften; und vor dem Gedanken grauet mir sogar, daß ich, ehe vierzehn kurze Tage vergehen, einen andern Namen führen und einer fremden Gegend zueilen muß, denn Troubert kann nicht länger hier bleiben. — Wie aber soll in dieser drängenden Frist alles Nöthige beschickt und geleistet werden? Es scheint mir fast unmöglich. Ich möchte an meine neue Einrichtung denken; doch die alte macht mir noch mehr Sorge. Wo soll ich mit all den Sachen hin? Der General will, daß ich nur das Unentbehrlichste davon mitnehme, denn er selbst ist, seiner Versicherung nach, sehr gut möblirt und mit allem versehen."

Es war Marie, als ob Frau von Thale mit dieser Er=

klärung, trotz dem, daß sie in dem zutraulichen Tone früherer Zeit gegeben ward, etwas beabsichtige; ihr Name war darin ausgeschlossen, und kein Wort verrieth, daß ihrer, als einer unzertrennlichen Gefährtin der bräutlichen Pflegemutter gedacht werde. Vielmehr wollte ein leises, ihr eingeflößtes Mißtrauen sie überreden, daß der Inbegriff alles lästigen Anhangs, dessen sich Frau von Thale zur Erleichterung schneller Mobilität zu entledigen wünschte, auch ihre Person, und zwar ganz besonders — umfasse. Das Lächeln der Gräfin schwebte vor ihrer Seele.

Mit beklommnen Athemzügen versetzte sie: „Dem wäre abzuhelfen, liebe Mutter! Du dürftest ja nur mich hier lassen, so könnte ich Deine Angelegenheiten mit Weile ordnen, und der Genuß dieser glücklichen Tage würde Dir durch keine treibenden Geschäfte verkümmert. Die Gräfin, welche jetzt öfters kränklich ist und sich sehr an mich gewöhnt hat, äußerte erst vorhin den Wunsch, mich immer um sich zu haben — so könnte es geschehen, und uns Allen wäre geholfen.“

Das nächststehende Licht, woran ein Räuber flackerte, beleuchtete mit hellerem Scheine ein frohes Erröthen in dem Gesichte der Frau von Thale. „Auch Dir? fragte sie mit zärtlich scherzhaftem Tone, „auch Dir wäre geholfen, meine Marie?“ Aber nur ein erleichtertes, kein gekränktes Herz sprach aus der Frage.

„Auch mir!“ entgegnete Marie mit sanfter, wenn auch fester Stimme, „in so fern, als ich Dir durch mein Hierbleiben nützlich werden könnte.“

„Gutes Kind!“ sagte Frau von Thale lächelnd, und streichelte Mariens Wange, „gestehe jedoch, daß der liebenswürdige Bodmar auch einen kleinen Theil an Deiner groß-

müthigen Bereitwilligkeit habe, Dich um meines Vortheils willen von mir zu trennen!" —

Jetzt erröthete Marie; ihr heiligstes Geheimniß war berührt, und ein Schauer der jungfräulichsten Scham ging durch ihre Seele. „O Mutter!" sprach sie leise, und der bewegte Ton dieses Ausrufs klang wie ein flehendes: „Schone mein!" „Nun, Marie," versetzte Frau von Thale heiter, „gegen mich könntest Du wohl aufrichtig sein; der mütterlichste Rath würde sich für Dich mit einer Theilnahme vereinigen, welcher ein gleichinniges Gefühl Verständniß und Wärme gäbe. Aber ich will Deinem lieben Herzen keine Gewalt anthun. Die erste Liebe ist sehr zart und doch zuweilen unauflöslich — die einzige! bei diesen letzteren Worten blitzte das Auge der Frau von Thale durch eine Freudenthräne, ihre holde Miene verklärte sich, der Engel ihres Schicksals ging an ihr vorüber.

„Bleibe also hier," fuhr sie nach einer langen feiernden Minute fort, „und pflege das stille Pflänzchen Deiner Hoffnung, daß es Dir zum Kranze emporsprieße; sollte es aber verkommen — arme Marie! solltest Du einst nur Dornen für Dein weiches Herz gezogen haben, so eile in meine Arme und genese an meiner treuen Brust!"

Marie weinte laut. Sie umschlang die theure, wiedergefundene Pflegemutter wie ein reuiges Kind, sie goß den Schmerz des Vorwurfs, an der liebenden Treue dieser bewährten Freundin gezweifelt zu haben, in tausend Thränen aus. Frau von Thale stand edel vor ihr; ob auch die Schwäche der Weiblichkeit das Bild ihrer Tugenden durch vorübergehende Schatten entstellt, rein glänzte es im himmlischen Lichte dieses Augenblicks!

Was die Gräfin gesagt, und wie sie es gesagt hatte,

war aus Mariens Gedächtnisse verwischt, und dennoch bewährte sich ihr Wort im richtigsten Erfolge. Das aber ist der große Unterschied zwischen den Klugen der Welt und den Kindern des Lichts, jene irren immer, ob sie auch auf rechter Spur zu sein wähnen, denn der Thorheit breite Straße führt abwärts vom Wege der Wahrheit, er leite nun in das tiefe Herz, oder in den hohen Himmel; diese wandeln in der Klarheit und schauen hell! —

Am zehnten Tage nach dieser Scene stand Frau von Thale an der Hand des Generals in ihrem Boudoir vor dem Feldprobste und beugte ihre Kniee vor dem Segen der Kirche. Mit allen Insignien seines militärischen Ranges geschmückt, glänzte der prächtige Kriegsmann im Strahle der Kerzen, wie ein fürstlicher Halbgott, während seine bescheidene Braut einer höheren Region anzuhören schien, deren Element sich in leichten, ätherischen Stoffen über den schwerfälligen Prunk der Erde erhebt.

Ein Kleid von persischem Musselin umfloß, wie eine Geisterhülle, die zarte Gestalt; ein echter Blondenschleier wallte nebelartig von ihrem Haupte, dem die Myrte längst nicht mehr grünte — und eine Schnur Perlen von außerordentlicher Schönheit reihete sich um den weißen Hals. Nur dies Sinnbild stillen Werthes, dies Symbol der Thräne — dachte Frau von Thale — dürfe die Geweihete des Kummers, die verblühete Freundin der Tugend zieren.

Bei der Trauung war Niemand gegenwärtig, selbst Marie nicht; zwei Tage später küßte diese ihrer Pflegemutter den Abschiedskuß und bezog nunmehr ein Zimmer in dem untern Stockwerk, welches die Gräfin Vließ bewohnte.

Diese Veränderungen waren in so betäubender Eile erfolgt, daß Marie wirklich geträumt zu haben glaubte, als

sie wieder zu Ruhe und Stille gelangte. Der Trennung heißes Weh, die darauf folgende bange Leere, eine gewisse Aengstlichkeit, welche Marie befangen wollte, als sie ihren Einzug bei der Gräfin hielt, alles dies wurde von dem Entzücken aufgewogen, womit Bodmar das Mädchen betrachtete, seit es die beständige Gesellschafterin seiner Großtante war. Er liebte Marie mit stillanbetender Gluth, aber er mußte dies lautere Feuer tief in seine Brust verschließen; denn die neidische Härte der Gräfin, konnte, wenn sie dieser Neigung inne würde — ihr unschuldiges Glück leichtlich stören. Der Jüngling war arm, auch Marie lebte von fremden Wohlthaten, und auf eine Erbschaft, welche die gehässige Tücke der Gräfin eben so gar leicht vereiteln konnte, da sie durch nichts, als den unwahrscheinlichen Zufall verbürgt war, daß die Großtante ohne Testament stürbe — eine Aussicht, welche die oberflächlichste Kenntniß ihres Charakters unter Wasser setzte — wollte er sein Hoffen nicht bauen. So überließ er alles Weitere der Zukunft, und war vorerst mit dem seligen Besitze zufrieden, den ihm die Gegenwart in Mariens Anschauen, in ihrer seelenvollen Unterhaltung, in der Gewißheit, sie täglich sehen zu können, gewährte. Einige Tage nach der Abreise des neuen Ehepaares, als Lieutenant Bodmar zur gewöhnlichen Abendzeit bei seiner Großtante war und mit ihr Schach spielte, indeß Marie den Thee besorgte, trat der Kammerdiener, einen Brief in der Hand, ein, und sprach, mit der Abgabe zögernd: „Da ist ein Brief angekommen, mit der Adresse an Fräulein von Ehrengang, im Hause Sr. Excellenz — — hier mag wohl ein Irrthum obwalten.“

„Nein, nein!“ lächelte Marie und griff hastig nach dem Schreiben, „es hat seine Richtigkeit; ich heiße ja Eh-

rengang!" „Ehrengang? so heißen Sie?" rief Bodmar erglühend, und ein Schrecken zückte so schlagartig durch seine Glieder, daß alle Figuren des Schachbretts, woran seine Hand ruhete, sich hörbar bewegten, als hätte ein wunderbares Leben sie ergriffen.

„Ehrengang? so heißen Sie?" wiederholte die Gräfin im Echo, und gleich diesem in gebrochener Stärke, und eine gelbliche Bläſſe überzog die schlaffen Wangen; ihr blödes Auge stierte erschrocken nach Marie hin, als hätte die holde Gestalt sich plötzlich in einen grauenhaften Spuk verwandelt.

Betroffen blickte Marie bald auf Bodmar, bald auf die Gräfin, und sagte: „Sie wußten dies noch nicht? Ich glaubte Ihnen längst meinen eigentlichen Namen genannt zu haben. Ach! es ist ein vergessener — und Niemand lebt, der mir von seinem Geschlecht Kunde gäbe!" —

„O doch! doch, theures Fräulein!" versicherte Bodmar mit flammenden Blicken, und die Gräfin setzte mit gezogenem Tone hinzu: „Das Dunkel, was auf vergangener Zeit ruht, hat zuweilen auch sein Gutes!" —

Aber die Schriftzüge der geliebten Pflegemutter lenkten Mariens Aufmerksamkeit von dieser zweideutigen Bemerkung ab, sie brach das Siegel, und las. Die Generalin schrieb von einem Posthause unterweges aus; sie hatte etwas Dringendes vergessen, und bat Marie um schleunige Uebersendung des Bedarfs. Marie entfernte sich demnach sogleich, um dies Anliegen zu besorgen, und als sie spät wiederkehrte, war Bodmar bereits fort und die Gräfin einsilbiger Laune; doch fragte diese in inquisitorischer Manier nach Mariens Herkunft und jeder Kleinigkeit, ihre Mutter betreffend, und als Marie wehmuthsvoll erzählte, was sie durch die Gene-

ralin wußte, ging sie merklich verstimmt und fühlbar gegen Marie erkältet, zu Bette.

Sie war am andern Morgen nicht heiterer, der alte Ton klang nicht mehr an — das gesellige Verhältniß zwischen der Matrone und ihrer jugendlichen Gastfreundin stockte, und wenn Marie strebte, es gewaltsam herzustellen, so rührte ein Uebellaut schauernd an ihre Nerven.

Um die Zeit, wo Bodmar regelmäßig zu kommen pflegte, ließ eine Officierfrau sich bei der Gräfin melden und wurde angenommen. Die Dame äußerte leise, sie hätte der Gräfin ein Geheimniß zu vertrauen, und wolle gern ihrer Einsicht und Erfahrung einen gütigen Rath verdanken, und die Gräfin, welche sehr neugierig war und sich besonders in der Rolle einer Räthin gefiel, zumal, wenn die schlaue Schmeichelei sich vor ihr demüthigte — führte willfährig den Besuch in ihr Cabinet, während Marie im Gesellschaftszimmer zurückblieb. Marie grübelte eben darüber nach, was wohl die Ursache davon sein könnte, daß die Gräfin seit gestern so ganz anders als sonst, gegen sie wäre, da sollte eine zweite Veränderung ihr Herz noch stärker bedrängen, und die Ebbe, welche in der Gunst der Gräfin eingetreten schien, ward schnell von der glühenden Fluth neuer Gefühle ausgefüllt. — Bodmar trat ein. Er war diesen Morgen schon ein Mal da gewesen, ohne Marie gesehen zu haben, welche sich in der Kirche befand; jetzt grüßte er sie mit einem Lächeln, mit einem Blicke! wovor sie in stiller Wonne erbebte.

„Sie sind allein, theure Marie?“ fragte er, über dies unerwartete Glück bestürzt, und heftete die Augen, deren Strahlen ein leichtes Wölkchen der Furcht vorüberzog, es könne ihm nur für einen Augenblick vergönnet sein, spähend

auf die Mittelthür. Nachdem Marie ihm mit ahnungsvollem Erröthen gesagt, was die Gräfin vor einigen Minuten erst entfernt hätte, antwortete er in leidenschaftlicher Freude: „Nun Gott sei Dank! so ist eine unschätzbare Viertelstunde mein. — O Marie! Sie heißen Ehrengang! Dieser Name giebt mir ein heiliges Recht auf Sie, und ich darf Sie mit solch brü — zärtlicher Traulichkeit nennen. Das Blut Ihres edlen Vaters ist für den meinigen geflossen, und Ihre vortreffliche Mutter ging den einsamen Gang des hülflosesten Kummers, als sie dem Glücke meines Vaters im Wege zu stehen glaubte; gerechter Himmel! Sie ging in den Tod! — Die Großtante hat mir heute früh, als der Drang meines Herzens mich zu ungewöhnlicher Stunde hierher trieb, auf mein stürmisches Fragen Auskunft gegeben; allein dieser Bericht dürfte hie und da ein wenig verfälscht sein.“ —

Bodmar's Auge blitzte Zorn, und sein Mund lächelte bitter.

Es war Marie, als dämmere ein Morgenroth über der Nacht ihrer Geburt und ihres frühesten Schicksals auf. Zum ersten Male hörte sie den Namen ihres Vaters nennen, und sein Andenken in diesem Munde ward mit dem Gedächtnisse einer Opferthat gefeiert. Auch ihre Mutter war dem geliebten Jünglinge keine Fremde. Thränen schwollen in ihrem Augen, und in überwallendem Gefühle sagte sie: „O Bodmar! erzählen Sie mir, was Sie von meinen Eltern wissen! ich beschwöre Sie darum! halten Sie mir kein Wort zurück! Ach es ist doch schwer, eine Waise sein — das empfinde ich jetzt an dem Ergusse von Schmerz und Freude, der bei dem Gedanken an Vater und Mutter, mein ganzes Wesen durchströmt. Zwar umfasse ich nur ihre Schatten; aber es ist mir doch, als ruhete ich im Arme

ihrer Liebe, so geistig und so wahr und gewiß, als wenn ich mich im Gebet an das Herz meines Gottes werfe!" —

Ein Schauer der Andacht und Wehmuth wehete kältend über Bodmar's glühendes Gesicht. Er schlang seinen Arm um das fromme Mädchen und sprach: „Marie! Du bist mein; nicht wahr, Du bist mir gut? O! stoße das Herz nicht zurück, das Dich im ersten Augenblicke erkannte, das Dich mehr liebt, als sein Leben!" —

Marie schmiegte sich an seine Brust, ihre Thränen rannen unaufhaltsam, wo dieses Herzens hochklopfender Schlag das Westchen bewegte. Bodmar hob liebkosend das rosige Kinn empor und drückte einen langen, heißen, tiefen Kuß auf ihre reinen Lippen.

„Bodmar!" stammelte sie, „ich bin so arm — so verlassen" — — „arm?" wiederholte Bodmar, und lächelte wie der Gott des Reichthums, „das bin ich auch, und verlassen sind wir Beide nicht mehr, wenn wir treu zusammenhalten. Auf den Himmel muß man bauen, denn der Himmel fügt das Ende, so wollen auch wir sagen. Er hat uns wunderbar einander wieder zugeführt, und den engen Verein unserer Kindheit erneuert; denn meine Marie wird nicht ahnen, daß sie schon als ein dreijähriges Mädchen die stete Gesellschafterin des Knaben gewesen, der um sieben Jahr älter, doch gern seine kriegerischen Spiele über den Puppen seines kleinen Lieblings vergaß. Als ich Dich nun wieder sah, und der fremde Name, den man Dir irrig beilegte, mit kaltem Schalle mein Ohr berührte, da rief es wie mit tausend Stimmen in meinem Innern: Dies holde Geschöpf hast Du lange gekannt! Dieser sanfte Laut der Rede hat schon einmal Deine Seele gerührt — dies Lächeln voll Unschuld und Anmuth Dein Herz genommen! Es ist

eine alte Liebe — aber" — hier benetzten sich Bodmar's Wimpern und ein seltener Tropfen rollte über seine gebräunte Wange, — „sie wird dauern bis an den jüngsten Tag! — Damals verstand ich jenen geheimnißvollen Orakelspruch der Sympathie nicht, wenn gleich ich ihn unter ahnenden Schauern vernahm; jetzt ist er mir klar, wie das Licht der Sonne! Ich fasse seinen Sinn, da ich Dich in meinen Armen halte." Er preßte das Mädchen aufs neue an seine Brust, es hing mit süßem Selbstvergessen in seinen umschlingenden Armen.

Nach einer seligen Minute flüsterte Marie emporgescheucht: „Nähert sich nicht ein Geräusch? Gewiß, die Großtante kommt! Wir wollen fein artig einander gegenübersitzen, auf daß kein Verdacht eines Einverständnisses zwischen uns in der Gräfin erwache; es wäre um mich geschehen!" —

Allein es war nur der Kammerdiener, der eine Karte abzugeben kam. Als er sich wieder entfernt hatte, sagte Marie: „Meine Augen sind wohl noch geröthet vom Weinen?" Sie hauchte in die hohle Hand, und hielt sie vor die schönen Sterne, die Spuren der vergossenen Thränen schnell zu vertilgen.

„Hierher, lieber Bodmar!" bat sie, und rückte ihm einen Stuhl weit ab von ihrem Sitze, „nun erzählen Sie mir von meinen Eltern! So hört die Großtante uns sprechen und findet uns in ruhiger Conversation, und so anständig geschieden, wie Leute ohne Vermögen, nach ihren Begriffen — es ewig sein sollten."

Diese letzteren Worte Mariens begleitete ein leiser Seufzer und ein traurigspottendes Lächeln.

Bodmar bewunderte stumm Mariens Fügsamkeit in den Zwang ihrer Lage, er konnte nur widerstrebend gehorchen;

so begann er: „Unsere Väter, beide Cürassierofficiere in dem Regimente zu L......, waren vertraute Freunde. Deine Mutter, o gönne mir im Nehmen und Geben dies liebende Du, meine Marie! vertrat die Stelle der meinigen, da der Tod sie mir frühzeitig entnommen. Unsere Eltern wohnten in einem Hause und lebten in traulicher Gemeinschaft, unwissend darüber, daß Neid und böser Leumund über dies schuldlose Glück einer seltenen Freundschaft glossirten. — Weil mein Vater schon mehrere Jahre Wittwer war, ohne Miene zu einer zweiten Heirath zu machen, und er als ein hübscher Mann in angenehmer Lage manchen stillen Wunsch reizen mochte, so gab man Deiner Mutter, dieser reinen, heiligen Seele! die Schuld, daß er so obstinat wäre. Die Lästerzungen verbreiteten das Gerücht eines strafbaren Umgangs zwischen ihr und ihm, das jedoch lange genug diesem unbekümmerten Dreiblatte verborgen blieb."

„Endlich verräth es der trunkene Muth eines Officiers, dessen Schwester sich in den Kopf gesetzt hatte, meine Stiefmutter werden zu wollen. Mein Vater, der sich damals grade, wenn auch nur ganz geheim — mit der Idee einer zweiten Wahl beschäftigte, die auf eine Cousine gefallen war, welche ihm stets sehr werth und lieb gewesen — faßt jene verleumderische Kunde mit der zornigsten Heftigkeit auf, die ihm sonst niemals eigen war, und wofür ihn vielleicht eine unbewußte Furcht, es könne dies Geschwätz am Ende seinem Heirathsplane störend werden, so reizbar machte. Genug, es entsteht ein hitziger Zank, der sich mit einer Ausforderung auf Pistolen endigt."

„Mein Vater kommt mit flammender Stirne nach Hause, und während er dem Deinigen von diesen Händeln

sagt, deren eigentlichen Grund er jedoch aus zarter Schonung für den Freund verleugnet — wirft er ein paar Mal Blut aus. Deine Mutter, besorgt und ängstlich, nach der Frauen Weise, sendet sogleich nach dem Arzte, und dieser mochte den Puls des Kranken wohl ganz natürlich im Sturme und den fortdauernden Bluthusten ziemlich bedenklich finden; denn er verurtheilt ihn zu der stillesten Ruhe des Bettes, und versagt ihm sogar jedes laute Wort. Mein Vater wollte sich durchaus nicht geben; er schwor, daß er lieber sterben würde, als daß jener freche Bube ungestraft bliebe, der dann seiner Ehre noch auf eine andere Art schaden könnte, indem ihm zuzutrauen, daß er aussprengen werde, mein Vater hätte sich feig bewiesen, und sich in das Zahnfleisch geritzt, um kein gefährlicheres Blut vergießen zu dürfen. — Dein Vater, gute Marie, hatte Mühe, ja fast Gewalt nöthig, den aufgeregten Mann zu besänftigen; es geschah endlich durch das Versprechen, die Sache so beizulegen, daß das Duell aufgeschoben würde — oder im schlimmsten Falle, für ihn einzustehen."

„Aber jener Gegner, ein Mensch von rohem, tückischem Charakter, hatte zum Unglück eine alte Pique auf Deinen Vater, mein armes Mädchen! Er nahm somit der Gelegenheit wahr, das grollende Müthchen zu kühlen, und den edlen Stellvertreter zum Zweikampfe an, dem er keinen Aufschub gestatten wollte." —

„Laß mich kurz sein, Marie! Ich sehe, Du zitterst und Deine Wange erblaßt — Dein Vater fiel auf den ersten Schuß, und keine Ahnung, daß er als Rächer seiner eigenen Ehre, als der Ritter seiner treuen Gattin, ihrem Schmäher gegenüberstehe, nahm dieser schönen That einen Theil ihres Werthes, und mischte ihr etwas Selbstisches bei."

„Obschon ich damals noch ein Knabe von zartem Alter war, sind mir dennoch die Scenen jenes grausen, jammervollen Tages unvergessen geblieben. Als man Deines Vaters blutenden Leichnam in das Haus brachte — — doch die Zeit hat ihren Schleier über seine Todeswunde gebreitet, und ich will sie Deinem holden Auge, das in Thränen schwimmt, nicht enthüllen. Auch mein Vater schwebte lange am Rande des Grabes; Deine Mutter waltete bleich und still, wie ein hülfreicher Geist, um sein Lager, und verschwand, sobald er genesen war. Dies hing nämlich so zusammen. Deine Mutter hatte die Veranlassung jenes unglücklichen Streites erfahren, und aus einigen hingeworfenen Worten ihres genesenden Freundes geschlossen, daß sein Leben ihm nur in so fern Werth hätte, als es der beraubten Wittwe und Waise Ersatz sein könne für den verlorenen Versorger, und daß diese Pflicht ihm, so lange er noch athmete, die vornehmste sein werde.“

„Aber Deine Mutter, welche seine Liebe für die Cousine kannte und mit seiner früheren Absicht vertraut war, fühlte sich gegen den Gedanken empört, einen Mann zu heirathen, mit dem die Welt sie in dem Verdacht der Untreue gehabt, und der ihr die fürsorgende Hand nur aus großmüthigem Mitleiden reichen würde. Sie aber, mit dem tiefsten Schmerze empfindend, daß ihr Verlust unersetzbar wäre, verwarf dies Almosen der Pflicht und sah kein anderes Entkommen, und auch die beste Sühnung für ihren gekränkten Ruf darin, als daß sie dem unglücklichen Freunde ihres Gatten gänzlich verschwände. Sie ließ meinem Vater ein Schreiben zurück, worin sie diese Gesinnungen zart entwickelte, und für immer von ihm Abschied nahm. Mein Vater war trostlos; er wußte Deine Mutter ohne Geld,

Schutz und Rath, und setzte viel daran, sie wieder aufzufinden; aber sein Bemühen war vergebens."

„Der Mörder Deines Vaters, ein junger, wüster Graf, war über die Grenze geflohen, und seine reiche Familie verwendete sich bei dem Landesherrn für seine Begnadigung, indem sie seine That als Nothwehr gegen einen tollkühnen Anfall darstellte. Die Todten reden nicht mehr, Marie! — der Graf ward zurückberufen."

„Kurz vor dem unseligen Duell hatte Dein Vater durch den Fall eines adeligen Gutsbesitzers sein Vermögen verloren. So ward Deine Mutter von jenem traurigen Ereignisse ohne Mittel in die fremde, weite Welt gestoßen!"—

„Mein Vater ward nicht mehr heiter, er kränkelte seitdem, und nach anderthalb Jahren folgte er seinem Freunde in die Ewigkeit. Als er sein Ende fühlte, rief er mich an sein Bette und sprach: Max, mein Sohn! ich sterbe! Ich sterbe gern, denn das Leben hat weder Ruhe, noch Freude für mich. Versprich mir nur eins, daß Du den Namen Ehrengang mit glühendem Griffel in die Tafel Deines Herzens graben willst! — Hierauf erzählte er mir die Geschichte des Zweikampfes und früherer Vorgänge in Bezug auf seine Verpflichtungen gegen Deine Eltern, meine geliebte Marie, und schloß mit den Worten: Behalte diese Schuld Deines Vaters in treuem Gedächtniß und bezahle sie mit Gut und Blut! Wenn Du zum Jünglinge gereift, wenn Du ein Mann geworden bist, dann suche Frau von Ehrengang auf, und betrachte die kleine Marie als Deine Schwester, als Deine — — hier ward mein Vater ohnmächtig, und kam nur wieder zu sich, um in einen Schlummer zu sinken, aus welchem er nicht mehr erwachte."

„Ich konnte die Größe meines Unglücks zwar empfin-

den, doch noch nicht ermessen. Mein Vormund brachte mich in das Cadettenhaus zu C...., und dann um meines Vaters Erbe. Ich ward arm, ganz arm! Aber den Namen Ehrengang vergaß ich nicht; hier hörte ich ihn zum ersten Male wieder nennen, doch in Beziehungen, welche mich schaudern machten. Deine Mutter, Marie, war vor Jahren die Gesellschafterin meiner Großtante gewesen, und um eines entehrenden Verdachtes willen" —

„Gott im Himmel!" unterbrach Marie Bodmar's stockende Rede, und ihre Wange erbleichte zu Schnee; „ob es mir nicht ahnete" — —

Da trat die Gräfin mit der Dame, welche sie abgehört hatte, in das Zimmer, und warf einen befremdeten Blick auf ihren Großneffen und sein glühendes Gesicht — auf Mariens Bläſſe. Diese aber konnte den Anblick der Gräfin jetzt nicht aushalten, sie gab eine Unpäßlichkeit vor und entfernte sich.

Von dieser Zeit an veränderte sich in dem innern Leben dieses Hauses viel. Die Gräfin betrachtete Marie, seit diese von ihr erkannt war, mit andern Augen, und nicht mehr durch das verklärende Glas ihrer Gunst. Sie hatte sich durch schweres Unrecht an der Mutter versündiget, die Tochter konnte also ferner kein Gegenstand für ihr Wohlwollen sein. Es liegt in der Natur der Schuld, daß sie zum Hasse zwingt, so wie die Tugend Blüthen der Liebe treibt, und mit ihren Früchten selbst den Feind erquickt. — Auch konnte eine Wechselwirkung Statt finden, wodurch die Gräfin sich Marie abgewendet fühlte. Mariens Herz zog sich mit krampfhafter Kälte bei dem Anblicke dieser Frau zusammen, der Schatten ihrer Mutter trat verdunkelnd vor jeden freundlichen Blick und wehrte mit trauernder Ge-

berde jedem nähernden Worte ihrer Lippe. Die regen, jungfräulichen Wünsche ihrer keuschen Brust, gefallen und fesseln zu wollen, diese unbewußten Grazien, welche Mariens Benehmens, selbst gegen die Gräfin — mit tausend Reizen schmückten, da die Gesinnung der Großtante der Grundstein, worauf ihr Glück und ihr Hoffen ruhete — ließen jetzt, da sie der Liebe ihres Gegenstandes gewiß war, einen geheimnißvollen Schleier fallen, und hüllten sich tief in selige Ruhe ein. Und die Gräfin, wie wenig sie selbst die Möglichkeit davon begriff, befestigte sich in dem Argwohn, man hätte ihr absichtlich Marie zugespielt, daß diese durch ihr einnehmendes Wesen sich in den Besitz ihrer Gunst setzen, das üble Vorurtheil gegen die Mutter auslöschen und vielleicht ein reiches Erbtheil davon tragen möge. Zwar sah Marie viel zu offen für die List, viel zu bescheiden für den Eigennutz aus, aber die Gräfin hatte noch feinere Masken gekannt.

Anders, und ganz entgegengesetzt, war es mit Bodmar. Sein Betragen verrieth die Leidenschaft, und ihre quälende Unruhe und die Liebe für Marie gab sich trotz ihrer schlauen Zurückhaltung so sichtlich zu erkennen, daß selbst den blöden Augen der Gräfin ein Licht darüber aufging.

Die erwachende Liebe ist in einem Nichts reich, die wachsende ist in den Wünschen bescheiden, nur die glückliche Liebe hat nie genug! — Diesen Erfahrungssatz des guten, alten Lafontaine bestätigte Bodmar, welcher vor kurzer Zeit es für sein Glück ausreichend hielt, wenn er Mariens Engelsbild nur von fern betrachten dürfe, und der, seit ihr Kuß ihn berührt, nach ihrem Vollbesitze mit allen Kräften seines Wesens rang. Marie schwebte in unaufhörlicher Angst, wenn sie der Gefahr nachdachte, welche sein Unge=

stüm für dies zarte Verhältniß haben könne. Seine trüben Blicke, die Trauer in seinen Zügen, wenn es ihm längere Zeit hindurch unmöglich gewesen, ein Wort mit ihr allein zu reden, ihre liebe Hand zu drücken — schnitten ihr tief in das weiche Herz.

Am besten wäre es, dachte sie oft, ich ginge von dannen, so hätte alle Qual ein Ende. Aber wohin mich wenden? Sein Arm darf meine Freistatt nicht sein — sonst habe ich keine Zuflucht, wo mich die Treue aufnähme! — Sie brach in heiße Thränen aus, welche im bittersten Gefühle der Verlassenheit flossen. Die Briefe der Generalin sprachen lauter Glückseligkeit, und keine Silbe erwähnte, daß nur Marie zu ihrem vollkommenen Genusse fehle, oder deutete den sehnsüchtigen Wunsch an, daß sie bald, oder doch einst, zu ihrer Pflegemutter zurückkehren möchte. Vielmehr setzten sie Mariens Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage voraus, und damit außer Zweifel, daß dieser Glaube mit den Wünschen der Generalin übereinstimme. Auch ward einer kleinen, achtjährigen Nichte mit vorliebender Zärtlichkeit darin erwähnt, in welcher der General das kürzlich verwaisete Kind seines jüngern Bruders in sein Haus aufgenommen und der Erziehung seiner Gattin übergeben, weil er dies für eine verwandtschaftliche Pflicht erkannt hätte!

So war denn Mariens Stelle ersetzt! Ein kindliches Wesen, dem vergötterten Gemahl durch Bande des Blutes verknüpft, zog ihn noch enger an ihr Herz, während sie der Eintracht dieser Ehe vielleicht störend gewesen wäre. Gegen solch eine undankbare und verhaßte Rolle sträubte sich ihr Inneres, und doch fühlte sie, daß es so nicht mit ihr bleiben könne, weil zu fürchten stehe, daß Bodmar's

steigende Leidenschaft und der Gräfin sinkende Gunst die Ruhe ihrer Seele zu keinem Gleichgewichte kommen lassen werde.

In dieser preßhaften Gemüthslage glaubte sich Marie nur deßhalb gedrückt, weil sie arm wäre. Sie träumte in Stunden sinniger Schwermuth das Glück eines schnellerlangten Reichthums, der sie dann aller empfundenen Wehthaten überhöbe, und als Bodmar's Frau in die Fülle der Seligkeit versetzen würde. Tausend Gedanken, wie dies auf eine rechtliche und reelle Weise möglich werden könne, kreuzten sich in ihrem Kopfe; aber die Bilder einer aufgeregten Phantasie zerflatterten in Luft, wenn Marie sie an die starre, spröde Wirklichkeit hielt. So war der Winter und das Frühjahr vergangen, und Marie, um dem Geliebten doch in etwas zu genügen und sich einen Einfluß auf sein Verhalten zu sichern, hatte ihm einen Briefwechsel bewilliget, den die, ihr sehr ergebene Jungfer der Gräfin besorgte. Zwar schämte Mariens edler Stolz sich dieses Mittels, aber es blieb ihr kein weiteres, und somit auch keine Wahl, wenn Bodmar bei Vorsicht und Gutem erhalten werden sollte.

Diesen Sommer setzte die Gräfin ihre lange Gewohnheit, ein fernes Bad zu gebrauchen, aus; sie nahm Hausbäder für allerlei Beschwerden, die mit dem Alter leise heranschleichen, und befand sich dabei in leidlichem Zustande.

Bodmar hingegen, der lebenskräftige Jüngling, verkam sichtlich, er sah krank und bleich aus, und sein Ton gegen die Großtante, von der er sich mit scharfer Kälte beobachtet wußte, war gereizt. Gegen Marie ergoß er sich in schriftliche Klagen, in Vorwürfe über die ruhige Gemessenheit ihres Betragens, das auf ein sehr gemäßigtes Gefühl für

ihn schließen lasse; — er betheuerte ihr, daß er diesen Zwang seiner Liebe, ohne zu erliegen, länger nicht aushalten könne, und daß er jezt damit umgehe, sich versetzen zu lassen, um der Pein ihres süßen Anblicks zu entrinnen.

Marie litt bei dieser Stimmung ihres einzigen Freundes unbeschreiblich. Sie richtete oft die Augen so trostlos und thränend zur Höhe auf, als wähne sie sich von dem Engel der Hülfe verlassen — — und sein schirmender Fittich rauschte schon über ihr! —

Es war in der Neige des Herbstes, wo der Wind durch entlaubte Bäume rauscht und der lange Abend frühzeitig dunkelt, als der drohende Sturm zwischen der Gräfin und ihrem Großneffen ausbrach, und eine undurchdringliche Finsterniß — wenn auch für kurze Stunden, sich nur über sein Schicksal breitete.

Sie sagte ihm mit aufregendem Hohne, wie sie seine unsinnige Liebe für Marie längst gemerkt, ihn aber gewähren lassen, weil es ja nur eines Wortes von ihr bedurft hätte, um dieser albernen Posse ein Ende zu machen. Wo denke er, ein Lieutenant von Habenichts, wohl hin, sich mit einem Mädchen einzulassen, das eine verschlagene Creatur, von schlechter Familie abstamme, und von Kindesbeinen an bis an den heutigen Tag mit Gnadenbrod gefüttert worden sei? —

Der Ausdruck: „Schlechte Familie,“ griff den feurigen, jungen Mann in dem Gewebe der feinsten Empfindungen an, und riß das mürbe Fädchen seiner Achtung für die ihm verwandte Matrone vollends entzwei. Er stand frei und edel da, ein Verfechter der Todten! und hielt ihr die Verantwortlichkeit für dies ehrenrührige Schmähwort in kühner, strafender Rede vor. Es gab eine heftige Scene, wo-

bei die Gräfin durch die fürchterliche Gewißheit, Rache an dem dreisten Jünglinge üben zu können, der ihr das Zerrbild ihrer Bosheit im Spiegel der Wahrheit zeigte, in kaltblütiger Besonnenheit, und also demnach gegen den hitzigen Kämpfer für die Ehre eines ihm heiligen Namens — im Vortheil des Sieges blieb.

Marie saß in ihrem Zimmer und schrieb. Sie hörte Bodmar fortstürmen, die Hausthür, welche nach dem letzten Worte der Großtante seinem Zutritte ferner nicht mehr offen stehen sollte, fiel mit dröhnendem Hall hinter ihm zu. — Auch läutete es in der Gräfin Zimmer sehr heftig, und Marie vermuthete einen außerordentlichen Vorfall, sonst würde, meinte sie — Bodmar nicht, da er kaum gekommen, wieder fortgegangen sein, zumal ohne sie gesehen zu haben. Sie ging in das Gesellschaftszimmer und trat fast gleichzeitig mit dem Bedienten ein.

„Man soll unverzüglich meinen Notar, Herrn Seston, zu mir rufen!“ sagte sie befehlend, und während sie weiter sprach, ließ ein geheimer Kitzel der Schadenfreude, ein Lächeln auf ihre bleichen Lippen treten, was mit der stechenden Miene voll Gift und Galle in satanischen Zügen verlief. „Er soll,“ fuhr sie fort, „sich des Nöthigen versehen, denn ich will meine Disposition machen.“

Der Diener verbeugte sich, bestürzt über diesen gewichtigen Auftrag; er bückte sich sehr tief, als könne die äußerste Devotion ihn noch in aller Geschwindigkeit zu einem Plätzchen im Testamente erheben.

Marie bebte, ein guter Wille war dieser letzte Wille nicht, das war klar; denn in dem Gesichte der Dame malte sich verhaltener Zorn neben einem teuflischen Vergnügen. Die Stunde war nun gekommen, welche das

Loos über ihre Zukunft werfen sollte, und Marie ahnete es schwarz — schwarz wie die Hölle! —

„Und Sie, meine Liebe,“ wendete die Gräfin sich mit falscher Freundlichkeit zu Marie, und weidete sich einen Augenblick lang an dem Erbangen ihres zitternden Opfers, „hätte ich um eine Gefälligkeit zu bitten. Der Notar liebt ein gutes Gläschen Wein, und es ist üblich, wie schicklich, ihn bei solch einer Gelegenheit mit dem besten zu bewirthen. Wollten Sie wohl so gut sein, Sich von Süsette in den Keller hinableuchten lassen, wo in einem Verschlusse, am Ende des Hauptganges, die Extra-Sorten liegen, und ein Fäßchen auszugeben? Es hat der Tradition gefallen, diesen Winkel als spukhaft zu verrufen, ich glaube, meine Leute fürchten sich am lichten Tage davor — darum habe ich einen Geist hineingebannt, den ihre Lüsternheit nur gar zu gern beschwört. — Sie, ma chère, werden eine herzhafte Schließerin sein und keines dieser spirituösen Geheimnisse entsiegeln. Und sollte Ihnen ja ein Gespenst erscheinen, so wird es sich gewiß ausnehmend gegen Ihre artige Gestalt beweisen, und Sie werden nicht fliehen; denn diese niedliche Ferse scheint doch ein wenig schwerfällig zu sein!“ —

Diese letztere schneidende Anspielung auf Mariens Bleiben in dem Hause der Gräfin ging der armen Marie wie ein scharfes Messer durch das Herz. Daß sie es mit dem morgenden Tage verlassen wolle, beschloß sie in diesem Augenblicke, tief gekränkt. In dem Tone furchtloser Entschiedenheit antwortete Marie, während sie nach dem dargereichten Kellerschlüssel langte: „Ein gutes Gewissen ist mein Amulet an jedem Orte und gegen jeden bösen Geist! Ich gehe, Frau Gräfin, ich gehe! Ihren Befehl, wie ihren

Wink zu vollziehen. Ein frommer Vers hat mich gelehrt, im Glauben an die göttliche Obhut die Gewalt der Menschen für gering zu achten. Er lautet: Und wird mein Feind, mich zu zertreten, durch Güte mehr erhitzt, will ich im Stillen für ihn beten, und Gott vertraun, Gott schützt!"

Marie eilte hinweg, sie ging noch einmal in ihr Zimmer, sich mit einem Umschlagetuche zur Fürsorge gegen die feuchtkalte Kellerluft zu versehen, und befahl Süsetten, der Jungfer, eine Laterne in Bereitschaft zu halten.

„Gnädiges Fräulein!" flüsterte Süsette auf den ersten Stufen; „in das kleine Verließ steigen wir hinab? Das Gott erbarm! da geht es um. Sie mögen es nun glauben oder nicht. Unsere Excellenz=Mama könnte immerhin die eiserne Gitterthür offen lassen; ihr Thränenwein, ihr Xeres, ihr Vernaccio hat eine zu unheimliche Wache, als daß er nicht ganz unangefochten liegen sollte. Ich wenigstens, danke dafür. Man erzählt Geschichten — — so hatte die Gräfin, wie die Leute sagen, — zur Zeit des Krieges einen alten Kammerdiener, der kam weiß und starr, wie ein steinern Bild aus dem Burgverließe da unten, legte sich ein, und starb — und noch in seinen letzten Stunden stammelte er Unvernehmliches vom kleinen Weinkeller; nun ja, man wußte es wohl, daß er sich dort seinen Tod geholt!" — „Fürchtest Du Dich, Süsette," gab Marie ihr zur Antwort, „so steige nur wieder hinauf, ich werde mich schon allein zurechtfinden."

„Nimmermehr thäte ich das!" versicherte die anhängliche Süsette, „ich bin Ihnen gar zu gut, und leide es willig und gern, daß mir die Haut ein wenig schauert und die Haare zu Berge stehen. Und nicht bloß für diese Unterwelt schlingt sich der Freundschaft Band! Ich

bleibe Ihnen auch in der Folge treu — wenn Sie nur erst Frau von Bodmar wären!"

Marie lächelte doch und sprach seufzend: „Das liegt in weiter Ferne, Süsette — wie unser Weinlager in einer Tiefe, die ich mir nicht vorgestellt habe. Ob es noch weit abwärts geht?"

„Dort ist die Thür," sagte Süsette in leisem Grauen, und ließ den Schein der Laterne auf ein eisernes Gitter fallen, dessen rostende Stäbe jedem anderen Angriffe, als dem, der nagenden Zeit zu trotzen schienen. Marie drehete den Schlüssel im Schlosse, die Thür wendete sich langsam in der knarrenden Angel, die beiden Mädchen traten über die schwitzende Schwelle in den dumpfen Raum, wo in hochgehäuftem Sande kleine Fässer und eine Anzahl bezeichneter Flaschen in zierlicher Ordnung aufgeschichtet lagen. Ein leiser Zugwind wehete kalt um diese feuchten Mauern, das Licht in der Laterne flackerte — und Süsette faßte den Rock des Fräuleins an, das sich bückte, um nach den Marken der Flaschen zu sehen.

„Leuchte einmal hierher, Süsette!" sagte Marie, sich emporrichtend, und wendete sich nach der andern Seite; „ich will doch" — aber erschrocken glitt ihr Auge von einer Vertiefung in der Mauer ab, auf welche eben der Schein des Lichtes fiel — es starrte wieder hin, das Wort gefror zu eisigem Entsetzen auf der geöffneten Lippe, und ihre Hand ergriff Süsettens Arm und drückte mit unwillkürlicher Bewegung die Laterne nieder. Dann athmete sie auf, allein noch immer stand sie bleich und stumm vor der Blende.

„Um Gott!" schrie Süsette, „wie sehen Sie aus, gnädiges Fräulein? Weiß wie Gyps, und verfallen, als würden Sie ohnmächtig vor mir zusammensinken! Es ist Ihnen

gewiß ein Schrecken angekommen — dachte ich es doch! Liebes, goldnes Fräulein, wie ist Ihnen denn? Reden Sie nur ein Sterbenswörtchen, daß ich weiß, woran ich bin!"

„Sei ruhig, Süsette!" sagte Marie erholt, wenn auch ihre Wange sich noch immer nicht färben wollte; „es ist vorüber. Ich war ein Kind — Dein Geschwätz hatte meine Phantasie aufgeregt, sie allein müssen wir fürchten. Der Schatten, den die Laterne auf diese Mauerblende warf, malte mir ein seltsames Bild vor, ich habe es deutlich gesehen, wenn auch nur für einen Augenblick, denn es verschwand im Nu. Es war mir nämlich, als sähe ich die Gestalt eines Mannes, der mit aufgehobenen Armen einen Hammer gegen den Boden schwang; der unhörbare Schlag fiel auf mein Herz — und seine Pulse stockten."

„Das ist ein Zeichen!" sprach Süsette mit abergläubischer Andacht; „hier liegt der Hund begraben — ich meine, hier auf dieser Stelle könnte wohl gar ein Schatz verborgen sein, den Sie, gnädiges Fräulein, als ein unschuldiger Engel, der Sie sind, vielleicht heben sollen. Darum mußte Ihnen der Maurer erscheinen; wenn es mein Vater wäre! der ist ein Maurer, doch schon seit Jahren, leider Gottes! Meister vom Stuhle, weil er bei einem schweren Falle an dem rechten Fuß verlahmte."

„Siehe!" sagte Marie, und schürte mit dem netten Füßchen den Sand des Bodens hinweg; „hier ist wirklich ein frischerer Ansatz von Kies und Kalk, sieh nur her, Süsette!" fuhr sie fort, als traue sie bei dem Verfolg ihrer unterirdischen Entdeckung ihren eigenen Augen nicht; „diese Steine sind schlechter gefügt, als das andere Gemäuer, und wenn ich der ungleichen Spur nachgehe, so findet sich, daß sie genau ein Viereck bilde." —

„Gott im Himmel! wenn es möglich wäre, ich habe nie von einem andern Schatze geträumt, als den der Glaube aus des Herzens dunkler Tiefe hebt — nie auf einen anderen Reichthum gehofft, als der, wie jede gute Gabe, von Oben kommt — nie einen anderen Nachlaß der Todten begehrt, als ihren Segen!“ —

„Bei Gott sind alle Dinge möglich!“ erwiederte das bibelfeste Zöfchen, und scharrte prüfend im Sande umher; „es käme auf einen Versuch an. Mein Vater muß herbeihinken, der schweigt wie der Mund eines Begrabenen. O, wenn wir so eine alte Goldmauke fänden, gnädiges Fräulein! Mir zittern alle Glieder vor Freude, wenn ich mir das vorstelle! Ich darf doch leuchten? — Bin ich auch gleich ein wenig leichtfertig, und mache mir gerne einen Spaß mit den Mannspersonen, die es verdienen, daß man ihnen ein Näschen dreht; so darf ich doch wenigstens daneben stehen und hülfreich sein, wenn Ihre schneeweiße Hand sich ausstreckt, um den Schatz zu empfangen, der vielleicht von Olims Zeiten her für Sie aufgehoben war? Auch fällt mir ein bescheiden Theil davon ab — nicht wahr? Ja, darauf kenne ich mein gnädiges Fräulein!“

Marie hatte von all' diesem Geschwätz wenig vernommen; sie stand in tiefen Gedanken auf der geheimnißvollen Stelle und blickte in die Spalten nieder, welche der lockergewordene Kies zwischen dem Steinwerk gerissen hatte.

„Laß uns jetzt hinaufgehen!“ sagte sie, wie aus einem Traume erwachend, und legte Süsetten zwei Flaschen voll des edelsten Weines, zur Auswahl für die Gräfin, in den runden Arm.

Abermals trat Marie zugleich mit dem Bedienten, der nach dem Notar gesendet worden, in die Thür des Gesell-

schaftszimmers. „Der Notar lasse sich unterthänigst entschuldigen," meldete der Bote, „dringende Geschäfte hielten ihn für heute ab, dem Rufe zu gehorsamen; von morgen früh um neun Uhr an, stehe er Excellenz zu Befehl. Da es nicht grade ein Sterbefall" —

„Nun gut, so lange wird es hoffentlich Zeit haben!" unterbrach die Dame dem Referenten, den Aufschub vornehm bewilligend und mit einem Lächeln des Wohlbefindens diese Eile bespöttelnd. Um elf Uhr erwarte ich ihn, den Notar; versteht Er mich? um elf Uhr." — —

„Sehr wohl!" antwortete der Diener und trat ab, nachdem er die Weinflaschen in Empfang genommen, um sie bis morgen zu verwahren, und auch Marie entfernte sich sogleich, da ein vertrauter Besuch sich bei der Gräfin ansagen ließ, und sie der drückenden Pflicht überhob, in dieser schwülen Nähe auszuhalten, deren Gewitterstoff sich noch nicht völlig entladen hatte; denn jeder Blick aus den wolkigen Augen der Gräfin, auf die schuldlose Marie geschleudert, war ein zürnender Blitz.

Die treue Süsette harrete schon auf des Fräuleins Rückkehr. Sie legte ein Billet in Mariens Hand, worin Bodmar in dem nachdrücklichen Style der Verzweiflung seiner Geliebten mittheilte, daß er nunmehr des Hauses verwiesen wäre. Was den Streit zwischen der Großtante und ihm veranlaßt, und die Gräfin bis zu diesem Aeußersten aufgebracht habe, dessen erwähnte er nur in den schonendsten Umschreibungen.

Aber Marie fand den bittern Kern der Wahrheit heraus. Sie errieth nun auch, warum die Gräfin so auf einmal ihr Testament habe machen wollen, um jeder versöhnlichen Gesinnung gegen ihren armen Großneffen einen Riegel vorzuschieben.

So war denn also der Stab der Hoffnung, der einzigen, die ihm grünte — über dem Haupte ihres Freundes gebrochen! und sie, die alle Entbehrungen willig und gern übernehmen wollte, wenn er nur reich an Freuden würde — sie, die den Born des Glückes für ihn hätte erschöpfen mögen und lebenslang dafür gedarbt und gedürstet hätte, — sie war es gewesen, die ihm das Erbtheil der Großtante verscherzt und die Aussicht auf eine bessere Zukunft abgeschnitten hatte! — Es war dunkel vor ihren Augen — sie rang die Hände und weinte bitterlich.

Süsette schluchzte sympathetisch mit. „Ach, trösten Sie sich doch! liebes englisches Fräulein!“ flehete sie mit dringender Gutmüthigkeit; „wir wollen einen Rath ersinnen. Wenn uns der Schatz, der unzweifelhaft vorhanden ist — aus aller Noth hülfe! Was meinen Sie?“

„Dies ist ein eitler Traum, Süsette!“ antwortete Marie, tief in der Seele betrübt; „und fänden wir eine Goldgrube im Keller, sie wäre doch nicht mein!“

„Ei! das möchte ich wissen!“ widerlegte Süsette diese abweisende Gewissenhaftigkeit; „wer wagt, gewinnt; die Excellenz aber würde es, und lebte sie tausend Jahre, nicht wagen, in den verrufenen Keller hinabzusteigen, darum fällt ihr auch der Schatz nicht zu, sondern dem Finder.“

„Du bist eine arge Sophistin, Süsette!“ sagte Marie schweraufseufzend; „aber allerdings könnte es viel verändern, wenn ich so glücklich wäre — — o Gott! der Kummer verwirrt mir wohl die Sinne, daß ich so thöricht bin, einem Luftschlosse dieser Art in meinem wüsten Kopfe Raum zu geben? — Allein schaden könnte die Untersuchung doch weiter nicht — und zu verlieren habe ich auch nichts mehr, — so bestelle nur Deinen Vater, Süsette. Wir wollen in der

tiefen Erde wühlen — das ist ein schwarzes Beginnen; lieber grübe ich mir mein Grab!" „Das wäre etwas Schönes!" erwiederte die harmlose Süsette diesem lebenssatten Wunsche; „damit hat es gute Wege; aber ohne Mühe hat der Mensch nichts. In der Mitternachtsstunde, wenn die Gräfin im ersten Schlafe liegt — ach! ich wollte ihr die letzte und ewige Ruhe gönnen! schaffe ich meinen Vater zur Stelle. Und" fuhr Süsette mit leiserem Vertrauen fort, „es wäre nicht das erste Mal, daß er solch ein Unternehmen mit Glück betriebe; er hat eine gesegnete Hand. Wie er Bräutigam gewesen — das erzählte mir heimlich die Mutter, und es ist noch nicht über meine Lippe gekommen — da hilft er als Geselle bei dem Kaufmann Bernstein, auf der Rautenstraße, welchem das Haus mit dem Erker gehört, wo die herrlichen Blumen stehen — Sie wissen schon, gnädiges Fräulein! ja, was wollte ich doch sagen? da hilft er eine Küche bauen. Die Leute munkelten, Herr Bernstein stände auf der Schaukel, und es ginge schief mit dem Spitzenhandel, den er ins Große trieb. Es soll überhaupt ein gar mißliches Geschäft sein. Obgleich mein Vater still und fleißig arbeitet, so merkte er doch, daß die Hausfrau mit nassen rothgeschwollenen Augen umhergehe, als wäre die Küche noch, wie sonst, voll Rauch, um welches Uebelstandes willen der Bau vorgenommen worden. Herr Bernstein rennt blind und taub vor Sorgen der Nahrung mit dem Kopfe gegen alle Wände. Endlich hält er eines Abends meinen Vater unter einem Vorwande zurück, und spricht, er, mein Vater nämlich — scheine ihm ein ehrlicher, wackerer Bursche, auf den ein Verlaß zu setzen, — ob er wohl auch schweigen könne? Da sagt mein Vater, wenn es nicht wider Gottes Gebot wäre, warum denn nicht? Darauf

giebt nun der Kaufmann die heiligste Versicherung, und bestellt, daß mein Vater zur Nachtzeit zu ihm kommen und tüchtiges Handwerkszeug mitbringen solle. Wie das geschieht, führt ihn Herr Bernstein an die innere Mauer des Erkers, und befiehlt ihm, ein weites Loch hinein zu machen. Sie reden Beide kein Wort — und der Kaufmann hält einen kleinen Kasten mit messingnen Handhaben unter dem Arme. Da trifft die Hacke ins Hohle und klingt drinnen, wie an ein tönendes Erz. Und, daß ich es nur kurz mache, sie finden einen kleinen kupfernen Kessel fest vermauert. Als sie den eingerosteten Deckel loshaben, hebt mein Vater das schwere Gefäß heraus und setzt es zu Herrn Bernstein's Füssen. Oben auf liegt eine Schichte uralter Species, und drunter das pure, helle Gold in raren Münzen, groß, wie Zuckerthaler! — Gnädiges Fräulein, wie wird Ihnen dabei? Dem Kaufmann wurde wohl und weh. Er sank an dem Kästchen nieder in die Knie, hob seine Hände auf und stammelte: Mein Gott und Herr! Du wolltest mich vor Angst behüten, daß ich errettet Dich ganz fröhlich rühmen könnte! — Ich habe mir den Spruch gemerkt. Dann wendet sich mein Bernstein zu meinem Vater und spricht: Mein Sohn, was ich Dir jetzt sagen werde, das nimm zu Herzen und behalte es im Gedächtnisse, dieweil Du lebst! Ich war in übler Lage und in großer Versuchung, denn diese Cassette — er meinte das Kästchen — voller Pfandbriefe gehört einem alten, adeligen Fräulein, welches in meinem Hause wohnt, mich für einen ehrlichen Mann hält und meinem Gewahrsam dies hübsche Sümmchen Papiergeld anvertraute, als es vor kurzem auf unbestimmte Zeit verreis'te, um sich von einem gefährlichen Halsgewächse operiren zu lassen. Gedrängt von treibenden Gläubigern, zuckten meine Hände

nach dem fremden Gute, der Böse verfolgte mich mit Rathschlägen — so wollte ich mir den Sündenweg selbst versperren. Unser Herrgott siehet das Herz an — und ehrlich währt am längsten!" Mein Vater machte dies Sprichwort zu seinem Symbolum, und ward von Herrn Bernstein so reichlich beschenkt entlassen, daß er nunmehr Meister und Bürger werden und Hochzeit machen konnte. Und die Mutter trug am Brauttage ein gehenkeltes Goldstück von diesem prächtigen Funde, darauf war das Auge Gottes mit der Umschrift: Ich habe ein Aufsehen über meine Erwählten! —

Herr Bernstein ward ein geborgener Mann; das alte Edelfräulein kam nicht wieder, aber der Segen doppelt in sein Haus, denn die Verstorbene hatte ihn mit einem ansehnlichen Legate bedacht. Jetzt konnte er sich das bedeutsame Verslein in Steinschrift über dem Eingange seines Hauses, vor Alter fast unlesbar, besser als sonst erklären. Es heißt, den Neider verdreußt oft, was er sieht, doch muß er geschehen lassen, was geschieht! — Sonst hatten die Neider nichts gesehen, als zufriedene Einigkeit in der Familie bei stillem Kummer um das tägliche Brod und den ehrlichen Namen, und der Schuldthurm war dem wackern Bernstein in ihrem tückischen Geiste zugedacht; jetzt konnten sie es nicht hindern, daß sein Wohlstand erblühete, dessen er mit weiser Mäßigung genoß und in christlicher Demuth sich freuete. Es geht ihm noch heute wohl!" — Vor Jahr und Tagen schickte mich die Gräfin einmal in seinen Laden, daß ich ein Carton Spitzen zum Ansehen holen sollte. Ich nannte meine Herrschaft; er aber fragte nach meinem Namen. Sie können mir trauen, werther Herr Bernstein, antwortete ich, Susanna Richter heiße ich mit Namen — denn die Gräfin hat mich nur Süsette umgemodelt, weil ihr Susanna

zu gemein klang — und bin eines Maurers Tochter. O! Sie kennen meinen Vater recht gut! —

Da ging eine Freundlichkeit in seinem Gesichte auf, so hell wie die liebe Sonne! Er sagte, wenn ich heirathen würde, möchte ich nur zu ihm kommen und mir ein Stückchen Spitzen zum Brautstaate holen. Die Spitzen fangen aber an nachzulassen, und es wäre mir deßhalb lieb, wenn ich so bald wie möglich unter die Haube käme, sonst erlebe ich den Verdruß, daß Herr Bernstein sein gütiges Versprechen mit einem Ladenhüter auslöset." —

„Und was ich Ihnen jetzt erzähle, mein gnädiges Fräulein, ist eine buchstäblich wahre Geschichte; es hat mich jedesmal gefroren, wenn die Mutter sie mir wiederholte." Auch Marie fühlte sich durchschauert; ein freudiger Muth, eine gläubige Zuversicht auf den wunderbaren Gott, welcher der Schutz des Armen, ein Schutz in der Noth ist, ging auf in ihrer traurigen Seele.

Es schlug elf Uhr; der Mond glänzte mit unterbrochenem Lichte, denn die Wolken, vom Winde getrieben, zogen schnell der vollen Scheibe vorüber. Auf den Straßen war es nächtlich still, so daß Marie, welche am Fenster stand, das Schwirren der nächsten Thurmuhr von dem Hall der Glocke unterscheiden konnte. Sie hörte ihr Herz klopfen — die Schildwachen riefen ab — in der Ferne ließ ein Posthorn sich mit dem Jägermarsche aus dem Freischützen vernehmen, und alle Schauer der Nacht ergossen sich mit der Erinnerung an jenes spukhafte Volksspiel über ihre Glieder. Die fromme Scheu vor bösen Wegen fand sogar vergleichende Beziehungen zwischen ihrem Vorhaben und dem unheimlichen Treiben schwarzer Kunst und Bosheit. Sie

empfahl sich dem Schutze Gottes — aber der Drang blieb, unter dem Geleite seiner Engel in den Keller hinabzusteigen.

Marie sah ein Paar Menschen leise heranschleichen; es war Süsette und ihr Vater, der Maurer. Sie öffneten sacht die umwickelte Thür und gelangten unbemerkt in des Fräuleins Zimmer. Der Maurer, ein bleicher, frühalter Mann, hatte draußen den Mantel abgeworfen, und stand mit den Zeichen seines Gewerks, sich tief verbeugend, vor Marie.

„Mein lieber Meister," hob diese mit ängstlicher Stimme an, „Ihre Tochter hat mich zu einer kleinen Thorheit beredet. Wir sind auf eine Spur in dem untersten Keller gerathen, welche einen Verschluß andeutet. Süsette meint, es müsse ein Schatz darunter verborgen sein — sie möchte mich gern reich und glücklich wissen — Marie stockte verlegen.

„Wir wollen sehen, gnädiges Fräulein!" antwortete der Maurer, „auf meine Verschwiegenheit können Sie bauen. Und wenn wir auch weder Silber, noch Gold, wenn wir auch nur Steine fänden, so kann dennoch der Allmächtige unsere Sorgen damit verschließen und ein Bild seiner Ehre daraus fügen und formen. Ein frommer Sucher findet immer, ob er auch nichts sähe, und in der Hand des Gottvergessenen zerränne wohl auch der größte Schatz wie Sand!"

Süsette kam und sagte mit beschwichtigender Geberde: „Die Excellenz schläft in guter Ruhe — drüben ist es todtenstill, ich lauschte lange; so können wir den Gang wagen."

Marie nahm eine Hülle, und auch die rüstige Süsette verwahrte sich. Man trat vorsichtig den Weg in die Tiefe an. Als Süsette die eiserne Gitterthür erschloß, und ihr Vater sprach: „Herr, segne meinen Tritt, laß alles wohl ge-

lingen, wo ich geh aus und ein," — da rieselte ein Fröfteln Mariens schönen Rücken hinab.

Die Arbeit begann unter erwartungsvollem Schweigen. Süsette leuchtete dabei, auch das Fräulein hatte sich mit einer kleinen Blendlaterne versehen. Ein ungewisser Schein zuckte mit verschwindender Schnelle an den düsteren Wänden umher; es war, als ob Geister die seltsame Gruppe umschwebten.

Der Maurer erhob jetzt das kalkfarbige Gesicht, es glühete vor Emsigkeit, ein Freudenstrahl stieg in das erloschene Auge, da er sagte: „Hier ist etwas — die Hacke findet Widerstand."

Die Mädchen athmeten kaum — der Maurer arbeitete rascher fort, und bald war ein flaches, viereckiges Käſtchen von Blech zu erblicken.

„Da ist der Schatz!" platzte Süsette heraus, und schlug entzückt in die Hände.

„St!" winkte ihr der Vater zürnend, „er ist noch nicht gehoben; aber schweigen kannst Du nicht!"

Mit feierlicher Stille vollendete der Maurer das Werk der Oeffnung und setzte den kleinen Blechkasten zu des Fräuleins Füßen nieder. Marie versuchte sein Gewicht, es war nicht besonders schwer. Innen stand noch ein sauber umhülltes Kästchen von gemalter Emaille, und als auch dies offen war, fiel der beleuchtende Schimmer auf — das verloren gegangene Schachspiel. Die Figuren lagen unversehrt und wohlgeordnet in Reihe und Glied, und erfüllten, vom Lichte berührt, diese dunkle Scene mit farbigem Gefunkel, als wären sie aus dem Zauberreiche von Aladins Wunderlampe.

Ein „Ach!" entfuhr Süsettens Munde, und in diesem

einzigen Laute klang der Schreck getäuschten Hoffens mit dem Ausrufe des bewundernden Vergnügens über diesen niedlichen Anblick in einander. Der Maurer zog sein Mützchen ab und seufzte, und Marie sank in die Kniee und sprach mit schluchzenden Tönen: „Himmlischer Vater! dies Schachspiel — welch ein glückseliger Fund! O Mutter, Mutter! Du bist mir nahe! Etwas Lieberes konnte ich nicht finden. Ich bin zwar arm und einsam, aber Gott wird mich nicht verlassen. Der gute Meister hat prophetisch gesprochen, als er sagte: Und wenn wir auch nur Steine fänden — wir haben Steine gefunden, wenn auch edle — doch sie geben einen Ehrenbau auf das geschmähete Grab meiner Mutter ab und werden mir ein ewiges Denkmal der göttlichen Gerechtigkeit sein! — Hinauf zur Gräfin! denn sie kränkt vielleicht im Traume den guten Namen meiner armen Mutter und lästert die Tugend einer heiligen, verklärten Seele!“ „Gnädiges Fräulein!“ warf Süsette ein, der mit der Enttäuschung auch die Besonnenheit gekommen war, „bedenken Sie, es ist Mitternacht — und die Gräfin dürfte kaum verzeihen, daß man sie auf eine Art störe, welche ihr das Wiedereinschlafen schwer machen könnte. — Wollen Sie nicht lieber warten bis morgen früh? Die Schamröthe kommt ihr zur Toilette noch zurecht.“

„Nicht einen Augenblick warte ich, Süsette!“ antwortete Marie in zitternder Heftigkeit und nahm das Blechkästchen auf beide Arme, „die Gräfin hat meine Mutter um den Schlaf so mancher Nacht gebracht, diese finstere Stunde möge ihre Härte richten!“

Mit beflügelten Schritten stieg Marie aufwärts, langsam nur konnte ihr der hinkende Maurer, von seiner Tochter geführt, folgen. Sie öffnete die Thür des Cabinets, die Lampe

brannte trübe — kein wehender Athemzug säuselte durch diese Todtenstille, keine Regung des erwachenden Lebens bewegte den dünnen Faltenwurf der Bettgardine. Auf einem Tischchen dicht daran lag allerhand Schmuckwerk durch einander, als hätte die Gräfin sich noch spät mit diesem Lieblingssachen beschäftiget und wäre vom Schlafe dabei überrascht worden. — Die kleine Schachkönigin stand aufrecht in der Mitte und blitzte unheimlich. Der Vorhang zu des Bettes Häupten war ein wenig eingeklemmt, und als Marie näher schwebte, bemerkte sie, daß die Hand der Gräfin ihn raffend hielt.

„Frau Gräfin!“ sagte Marie laut und fror, denn eben schlug es Zwölfe, — „wachen Sie auf, daß Sie ein großes Unrecht eingestehen können, ehe der letzte Glockenschlag dieses Tages aussummt! Frau Gräfin!“ fuhr Marie mit stärkerer Stimme fort und ein fieberhaftes Grauen umwebte ihre Sinne, „hören Sie nicht? Die Geisterstunde schlägt, und ein beleidigter Schatten stehet neben mir und fordert Sie zur Rechenschaft! Das Schachspiel ist gefunden und meine Mutter“ — — sie faßte die Hand an der Gardine — die Hand war kalt und starr.

„Jesus!“ schrie Marie und riß die Vorhänge aus einander — die Gräfin war todt. Das Auge gebrochen, das Gesicht ein bläulicher Marmor, der Mund offen; die Seele stand vor einem höheren Richter! —

Süsette kam auf den Schreckensruf des Fräuleins herbei; es ward Lärm im Hause, man holte Aerzte; — aber ihre Kunst ist nur für die Lebendigen.

„Das ist ein sonderbarer Fall!“ sagte der Maurer, welcher durch seine Tochter von allen Umständen unterrichtet war und in ehrerbietiger Ferne an der Thür des Vorsaals lehnte, „hier ist der Tod Freimaurer gewesen und hat mit seinem Winkelmaße ein Grab gemessen, während wir nach Schätzen suchten. — Gottes Geheimniß ist bei den Frommen!“

Bodmar ward der alleinige Erbe seiner Großtante, und theilte diesen reichen Besitz mit der geliebten Marie.

Sie ward die Gebieterin des Hauses, worin ihre Mutter in schmählicher Unterordnung gewaltet hatte. Der Liebe und des Glückes Segen keimte für dies junge Paar aus der Blut- und Thränensaat seiner Eltern auf und trägt tausendfältige Frucht!

So ist der Gang der Tugend ein Ehrengang! Ob er durch Dunkel und Dornen leite und in Untiefen des Kummers hinab, der Gerechte wird nicht darin versinken, sondern Schätze heben — Schätze ewiger Fülle!

„Das ist ein schauerbarer Fall", sagte der Pfarrer, welcher durch seine Tochter von allen Umständen unterrichtet war, und in ehrerbietiger Ferne an der Thür des Boudoirs stehen blieb, „hier ist der Tod Freimaurer gewesen und hat mit seiner Winkelwage ein Grab gemessen, während wir noch Schätzen gräbern. — Gottes Geheimniß ist bei den Frommen."

Johanna wurde der alleinige Erbe seiner Grafschaft, und theilte diesen reichen Besitz mit der geliebten Mutter. Sie ward die Gebieterin des Hauses, worin ihre Mutter in schmählicher Unterordnung gewaltet hatte. Der Liebe und der Mutter Segen krönte für alles junge Paar aus der Blüthe und Freude seiner Eltern auf das jüngst gewonnene Glück.

So ist der Gang der Tugend ein Ehrengang. Ob er durch Dunkel und Dornen leite und in Untiefen des Kummers hinab, der Gerechte wird nicht darin versinken, sondern Schätze heben — Schätze ewiger Fülle!

Der Pelzmantel.

Sie merket, wie ihr Handel
frommen bringet . . . .
— Salomo.

Als im Sturme vor Dresden der fürchterliche Mäher Tod die blutenden Garben sammelte, fiel unter diesen, von einer Musketenkugel getroffen, der Husaren-Lieutenant von Burg. Unaufhaltsam drang das Blut aus der tiefen Hüftwunde, fest war sein Auge geschlossen für die nahen Schrecknisse, sein Ohr für Kanonendonner und Commandoruf. Aber das gute Glück des jungen Helden, ihm bisher treu im scherzhaften Minne- wie im ernsten Kriegesspiele, stand auch jetzt noch dem Gefallenen zur Seite und führte den geschicktesten der Feld-Chirurgen unter die Blutfahne, welche über Burg's erblichenes Angesicht wehete. Der junge Heilkünstler, ein glühender Verehrer Schiller's, und durch Umgebung und Phantasie sehr natürlich in des Dichters kriegerisches Bild, Wallenstein, versetzt, beugte sich mitleidig über den Husaren, indem er mit Thekla sagte: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ So, unter diesen edeln Formen hatte der Chirurg sich stets den Max gedacht, und würde für die Rettung des vergötterten Piccolomini selbst nicht zartere Sorgfalt und regeren Hülfseifer haben anwenden können, als er jetzt übte, um den Lieutenant von Burg dem Leben zu erhalten.

Die kräftige Natur dieses Letzteren überwand die Gewalt des Wundfiebers und die Schmerzen der für seine Herstellung nothwendigen Operationen; allein mit dem Militair-

dienst war es vorbei; denn es blieb eine kleine Lähmung in seinem rechten Schenkel zurück, und mit herber Wehmuth sah der arme Burg in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre durch des Schicksals Willen sich von einer Laufbahn verwiesen, die unter den günstigsten Aussichten für ihn begonnen hatte.

So wie Burg allmählich genas, ward seinem angegriffenen Gemüthe der Aufenthalt im Feld-Lazarethe, wo er sich befand, und die in demselben sich täglich erneuernden Schauer-Scenen immer drückender fühlbar, immer reger der Wunsch, es so früh als möglich verlassen zu können, und als nun ein Brief seines älteren Stiefbruders, des Barons Norweg, welcher an der Grenze des schlesischen Gebirges ein Landgut besaß, ihm die Versicherung brachte, daß dieser treue Bruder den herzlichsten Antheil an seinem Unglück nehme und zeither in der ängstigendsten Besorgniß gelebt habe, ehe es ihm gelungen sei, Kunde von dem Verwundeten einzuziehen, als diesen Versicherungen die dringende Einladung folgte, daß Burg, sobald nur sein Befinden es gestatten würde, nach Lauenberg (so hieß des Barons Gut) kommen möchte, um in häuslicher Ruhe und bei aufmerksamer Pflege seine völlige Genesung zu befördern, da betrachtete der Empfänger diese Zuschrift als ein heißwillkommenes Erlösungszeichen.

Früher, als der Arzt es bewilligen wollte, verließ nun Burg die Wohnung des Elends und trat in sehr kleinen Stationen den Weg nach Lauenberg an. Der Baron von Norweg und seine liebenswürdige Gattin begrüßten den todtmatten Ankömmling mit jener zartansprechenden Theilnahme, welche auch den herbesten Schmerz zu versüßen vermag, und das Gefühl des steten Fremdseins, das der Soldat gegen den schimmernden Glanz seines Berufes eintauscht und das

ihm bei der Krankheit Ungemach, oder an Tagen, der Familienfreude geweiht, nach Herzensbedarf und Gewöhnung oft eine harte, schwere Entbehrung dünkt, wich jetzt dem sanften Genusse eines trauten, heimathlichen Zusammenhangs.

In der tiefen Stille, in welcher Burg nun lebte, erschienen seiner Erinnerung die Ereignisse der letzteren Jahre als die bunten, verworrenen Bilder eines Fiebertraums. Hier, wo die Ruhe des einen Tages der Einförmigkeit des andern glich, wo die kleinen häuslichen Vorfallenheiten sich in einem Gleichgewichte bewegten, das nur ein gewisses Maß von Aufmerksamkeit erforderte, erholte sich nächst seinem Körper auch sein Geist, welchen der totale Umschwung riesiger Verhältnisse auf dem Schauplatze der Gefahr und Leidenschaft in ungewöhnliche Spannung versetzt hatte.

Kaum dem Knabenalter entwachsen, war unser Burg nach dem früherfolgten Tode seines Vaters zum Militair gekommen, für welchen Stand ihn eigene Neigung bestimmte. Unabhängigkeit, falsche Scham, der Einfluß verderblicher Beispiele, wie der Reiz verführerischer Lockungen, hatten manchen Keim der sorgfältigen Erziehung erstickt, welche Rudolph von Burg genossen, und den besseren Jüngling seinen minder edeln Gefährten nur zu oft gleichgestellt. Ganz besonders hatte dies in den Beziehungen auf das zweite Geschlecht Statt gefunden, und so war unmerklich in der Seele des glücklichen Siegers über manches weibliche Herz die Achtung für der Frauen Werth und Tugend zu der Meinung herabgesunken, daß die Schwäche dieser allzuleicht Besiegten wohl überhaupt der Unhaltbarkeit des ganzen Geschlechts zur Last zu legen wäre. Aber die zärtliche Ehrerbietung, mit welcher der Baron in Geheim-Unterhaltungen mit seinem Bruder der Vorzüge seiner Frau erwähnte,

die Würde, mit der die kleine, reizende Frau den Hausstand regierte, das stille Genügen, das sie in dem Umgange ihres ungleich älteren Mannes und in der pünctlichen Erfüllung von anscheinend unbedeutenden Pflichten fand, nöthigten ihn, seine Schwägerin mindestens für eine seltene Ausnahme zu halten.

Obgleich Rudolphs gegenwärtige Lage und Gemüthsstimmung den schärfsten Gegensatz zu den Verhältnissen und Neigungen bildete, die ihn noch vor wenig Monden beherrscht hatten, so gab er sein Gemüth doch willig den leise wirkenden Eindrücken der ersteren hin. In weiter Ferne von dem einsamen Gebirgsdörfchen verhallte der wüste Lärm des Krieges, doch immer verständlicher vernahm er die Ansprache rührender Erinnerungen an seine fromm verlebte Kindheit, an manchen Grundsatz, der in dem Treiben der Welt und ihrer Lust von ihm vergessen worden war. Doch, wie früher der Engel seiner sittlichen Reinheit vor der Sträflichkeit manch thörichten Beginnens schüchtern geflohen war, ohne daß Rudolph es wahrgenommen hätte, eben so wenig ahnete er jetzt seine Wiederkehr, welche sich in Schauern der Reue, in einer leisen Wehmuth ankündigte, die der Verwandelte fälschlich für eine Folge der erlittenen Schmerzen, für körperliche Abspannung und Mattigkeit nahm.

Der Baron Norweg, welcher seinen schönsten Lebensgenuß in zweckmäßiger Thätigkeit fand, und Geschäftslosigkeit nicht allein für die Quelle der meisten menschlichen Vergehungen erkannte, sondern auch der Ueberzeugung lebte, das Bewußtsein einer gewissenhaften Anwendung unserer Kräfte sei der Born, aus dem die reinste Freude und Zufriedenheit entquelle, beurtheilte dieser Ansicht zufolge die sanfte Weichheit seines sonst so starkmüthigen Bruders als eine Wirkung

seiner gegenwärtigen Unthätigkeit, und suchte ihn tröstend mit der Vorstellung aufzurichten, daß er selbst auf das eifrigste dafür bemüht sein wolle, dem Bruder mit dem Abschiede vom Militair eine angemessene Versorgung auszuwirken.

Der Baron hielt redlich Wort; allein dennoch waren beinahe drei Jahre vergangen, ehe dieser Zweck erstrebt werden konnte. Rudolph von Burg hatte während dieser Zeit sich fortwährend in Lauenberg aufgehalten. Die Regelmäßigkeit der Lebensweise daselbst, seines Bruders belehrender Umgang und der liebenswürdigen Emilie freundliches Bestreben, ihn dauernd für das Glück der Häuslichkeit zu gewinnen, war nicht ohne wohlthuende Wirkung auf ihn geblieben; so daß, als ihm die ziemlich einträgliche Postmeisterstelle in F...... angetragen wurde und Burg selbige annahm, ihn in seine neuen Verhältnisse ein höchst einfacher, echtbürgerlicher Sinn, wie ein begründeter Geschmack an stillen Freuden, begleitete, und von den Außenfarben seines ehemaligen Standes ihm keine mehr anhing, als feine Gesellschaftssitte und anziehende Galanterie für die Damen.

Es konnte nicht fehlen, daß der junge, bildhübsche Postmeister, der so interessant lahmte und die Artigkeit und Bescheidenheit selbst war, große Aufmerksamkeit in der höheren weiblichen Welt von F...... erregte.

Da Burg längere Zeit bedurfte, um sich für den, ihm noch gänzlich unbekannten Beruf zu unterrichten, und der neuen Wirksamkeit mit dem Feuer lang unbefriedigt gebliebener Thatenlust oblag, so sah man ihn nur selten in Gesellschaft und würdigte dann seine Erscheinung nur um so höher. Aber trotz der gewandten Zuvorkommenheit, womit er sich bei Frauen und Mädchen angenehm zu machen wußte,

war es doch unverkennbar, daß er nirgends und gegen Niemand ein Interesse verrathe, welches manchen stillen Wunsch zur Hoffnung hätte erheben können, und wenn vollends die schlauen Beobachterinnen seines Benehmens gewußt hätten, wie streng Rudolph auch das verzeihlichste Entgegenkommen einer jungen Dame rüge, wie hart er die gewöhnlichen Fehler des anderen Geschlechts auch in ihren schwächsten Andeutungen beurtheile, von welcher Art seine Forderungen an die künftige Gefährtin seines Lebens seien, sie würden kaum den anmuthigen Postmeister mehr wünschenswerth gefunden haben.

Allein dieser unerkannte Sittenrichter wußte die Strenge solcher Gesinnungen so geschickt zu verbergen, daß man weit eher vermuthete, sein Herz müsse bereits gefesselt sein, als daß man an die Möglichkeit geglaubt hätte, dieser weltkundige Sohn des Krieges suche eine Frau, deren Ruf fleckenlos, deren Schönheit möglichst ungekannt, deren Gemüth in tiefer, häuslicher Stille gebildet wäre.

Doch solch ein Blümchen Wunderhold hatte sich noch nicht finden lassen, obgleich Burg den Jahrestag seines Anzuges in F...... sich bereits nähern sah, aber ein Glück anderer Art war ihm ganz ungesucht zugefallen.

Das Ableben einer alten Tante setzte ihn in den Besitz einer ansehnlichen Erbschaft, und der Ertrag derselben fügte dem sorgenfreien Auskommen seines Amtes noch die Annehmlichkeit des Ueberflusses bei.

Auch Baron Norweg war von der Erblasserin bedacht worden, und da diese Erbschaftsangelegenheit ihn zu einer Reise nöthigte, deren Ziel nicht allzuweit entfernt von F...... war, so beschloß er, den unausgeführten Plan dieses Som-

mers bei dieser Gelegenheit zu realisiren, und von seiner Frau begleitet, den Bruder Postmeister zu besuchen.

Die Freude des Wiedersehens war von beiden Seiten sehr groß, doch suchte Burg ängstlich manche Mängel seiner Junggesellenwirthschaft den Blicken seiner umsichtigen Schwägerin zu entziehen. Auch schien Emilie gar nichts zu bemerken, das ihren Schwager, wenn auch nur im Scherze, hätte beschämen können.

Rudolph sprach gegen den fragenden Bruder die volleste Zufriedenheit mit seiner dermaligen Lage aus; äußerte Vergnügen an seinem Berufe und rühmte erkenntlich den wohlwollenden Sinn der Einwohner dieser Stadt; pries ferner die Anmuth ihrer Gegend, ja selbst die Gemächlichkeit seiner Wohnung. Da unterbrach im Zuge dieser Lobpreisungen ihn plötzlich Emilie mit der Frage: „Aber, Herr Postmeister, braucht Er denn keine Frau Postmeisterin?"

Rudolph erröthete, und gestand nach einigem Zögern seiner drolligen Gewissensräthin, daß er sich fürchte, in der Wahl, von der das Glück seines Lebens abhänge, einen Mißgriff zu thun, und obgleich er mit wachsender Sehnsucht nach einer geregelteren Häuslichkeit, wie nach einem treuen, mitfühlenden Herzen verlange, so habe er doch an Emiliens Musterbilde einen Maßstab, an welchen keine seiner weiblichen Bekanntschaften passen wolle.

Emilie verbeugte sich ein wenig und sagte: „Diese verbindliche Ausbeugung soll mich nicht bestechen, Ihnen tüchtig den Kopf zu waschen. Diese eigensinnige Wähligkeit, dieses quälende Mißtrauen, diese furchtsame Scheu vor dem Rechte der Wiedervergeltung sind bittere Früchte vom Baume der Erkenntniß, die den Männern, welche einstmals ausschweifende Liebesritter waren, den Ehestand vergällen, und das

von Rechtswegen. Jede Sünde, an meinem armen, bethörbaren Geschlecht verübt, rächt sich gewiß an dem Frevler durch die Einbuße eines Glückes, das die Vorsicht den Frauen zu verschenken gab. Wen kein Schuldgefühl verschüchtert, o! der wird in seiner Wahl von jenem zuversichtlichen Vertrauen glücklich geleitet werden, welches ihm alle Rosen der Ehe giebt, ohne daß er ihre Dornen empfände. Ich bin fern davon, zu beklagen, was für die Gerechtigkeit des Himmels zeugt, doch sollte es mir sehr wehe thun, wenn ich Sie, lieber Rudolph, dessen Herz ich kenne, obschon es wohl mehr ein erneuertes ist, als es ein allezeit festes gewesen sein dürfte — dieses Unsegens theilhaftig werden sähe."

Rudolph erglühete noch stärker, doch konnte er nicht umhin, die Wahrheit anzuerkennen, welche in Emiliens offener Erklärung lag. Er küßte begütigend die Hand seiner Schwägerin und bat um ihren Rath. Emilie, durch dies Insichgehen zufrieden gestellt, sagte nun freundlich: „Sie, lieber Schwager, sind unter einem glücklichen Gestirn geboren, und ich würde mich sehr wundern, wenn es Ihnen nicht auch bei Ihrer Verheirathung leuchten sollte. Fassen Sie daher Muth. Was sich schicken soll, fügt sich leicht. Suchen Sie nur mit Freiersaugen, so werden Sie finden, was Sie zuvor übersehen haben. Ich werde Ihnen den Daumen halten."

Der Baron küßte seine holde Frau, die es so sonderbar gut verstand, Ernst mit Scherz zu mischen, und vereinigte nun gewichtige Vorstellungen mit den ihrigen, um dem Bruder die Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, je eher, je lieber an eine eheliche Verbindung zu denken.

Der Besuch seiner Verwandten hatte in dem Gemüthe unseres Postmeisters eine kleine Unruhe zurückgelassen. Gegen-

standlose Wünsche, ein unabsichtliches Aufmerken, flüchtige Zerstreuungen zogen seine Gedanken jetzt öfter von seinen Arbeiten, wie von seinen Erholungen ab, und er begegnete mit sehnendem Unmuthe da einer Leere, wo er sonst nur Vergnügen und Befriedigung gefunden hatte.

In solch einer Stimmung war er an einem hellen Winternachmittage schon seit einer Stunde auf dem Jahrmarkte in der fortsummenden Luft umhergezogen, hatte hier und da eine Kleinigkeit gekauft, ohne daß er ihrer gerade bedurft hätte, und stand jetzt an der Bude eines Italieners, wo er einen Kasten mit schöngemalten Pfeifenköpfen in Augenschein nahm.

Dicht an die Italienerbude stieß eine sehr große Bude mit Pelzbekleidungen aller Art, reich ausgestattet und schön decorirt, um die Käufer anzulocken, deren jedoch keine der unermüdeten Einladung des Budenherrn und seiner geschwätzigen Frau zu folgen kamen.

Die Dämmerung des kurzen Tages war rasch eingebrochen. Die bleiche Sichel des Mondes gewann helleren Glanz, silberne Sternchen blinkten in der tiefen Bläue des Himmels, und durch das dunkle Gewühl und Gedränge der Menschen schimmerten zahllose Lichter in den bunten Ausstellungen des Christmarkts. Eine künstlich gearbeitete Lampe stellte die geschmackvollen Waaren des Italieners in gewinnende Beleuchtung, und auch in der Pelzbude wurden zwei große Laternen entzündet, welche ein schwankendes Licht über die winterlichen Hüllen verbreiteten.

Der Postmeister fühlte sich wundersam angeregt. Ein kindlichfrohes Gefühl einst empfundener Weihnachtslust bewegte seine Seele in Erinnerung und Ahnung; es war ihm so zu Muthe, als müsse er sich recht von Herzen freuen,

auf Etwas, das ihm der heilige Christ bescheren würde. Diese Täuschung heimlich belächelnd, wollte Burg jetzt nach Hause gehen, als mit leichtem, schnellem Fußtritt eine zarte, weibliche Gestalt auf die unfesten Bretter vor der Pelzbude trat. Der Postmeister blieb, um das zierliche Wesen schärfer ins Auge zu fassen. Ein knappansitzender Ueberrock von braunem Zeuge zeigte die reizendsten Körperformen, und das liebliche Gesicht, von Gesundheit und Kälte mit dem feinsten Purpur überröthet, guckte lauschig unter einem zarten Häubchen hervor, das ein schwarzer Hut tief beschattete. Mit schüchterner Stimme und höflichen Worten verlangte das Mädchen Pelzmäntel zu sehen, die größere Weite hätten, als der gewöhnliche Bedarf erfordere, und alsbald wühlten die jüdischen Handelsleute in den reichen Vorräthen. Schweigend betrachtete das Mädchen das ihr vorgelegte Sortiment, und erhob jetzt die sanften blauen Augen, schauete prüfend in der Bude umher, und blieb endlich an einem, mit feinem Fuchs gefütterten, schwarzseidenen Mantel, dem Prachtstücke der Bude, hangen, das eben deßhalb als Aushängeschild gebraucht ward, und welches den schlanken Postmeister verbarg, ohne diesem den Anblick der niedlichen Käuferin zu entziehen.

Die junge Dame strich mit der kleinen Hand über den weichen Fuchs, und fragte etwas ängstlich, wie es schien — nach dem Preise dieses Mantels. Der Jude schwur hoch und theuer, das fünf und vierzig Thaler, von denen jedoch kein Groschen abgehen dürfte, ein wahres Spottgeld für den schönen, echtpodolischen Pelz sei, und seine Frau rühmte mit der geübtesten Zungengeläufigkeit bald die Schwere und Schwärze des seidenen Zeuges, bald die Festigkeit der Ar=

beit, und meinte, das gnädige Fräulein könne sich wohl vier Mal darein wickeln.

Aber als das Mädchen den Preis des Mantels vernahm, ließ es diesen mit einem Seufzer los, und wendete sich wieder zu denen, welche über den Kauftischen ausgebreitet lagen, indem es wie in halber Zerstreuung sagte: „Ich wähle nicht für mich, und die Dame, für welche der Mantel soll, ist sehr stark.“

Der Postmeister fühlte eine warme Drangseligkeit in seinem Herzen, und wußte nicht, wovon sie erregt werde. Krampfhaft zuckte seine Hand, welche die wohlgefüllte Börse noch umfaßte; wie gern hätte er diese zur freien Disposition über den Kauf dem liebenswürdigen Kinde überlassen! Und mit einer leisen Schärfe der Empfindung überraschte ihn der Gedanke, wie viel schöner und menschlicher es wäre, wenn wir überall dürften, was der reine Geist des Wohlwollens uns eingiebt! —

Freundlich, aber wortkarg setzte das Mädchen das Gebot eines Mantels von geringerem Werthe, als der hatte, dem Meister Reineke seinen Wärmstoff gab, um ein Weniges herab, der Handel ward ohne Weiteres geschlossen, die Käuferin leistete Zahlung, und der Jude fragte, ob das gnädige Fräulein sich selbst mit dem Tragen des Einkaufs belästigen wolle.

„Ja, o ja!“ antwortete das Mädchen heftig, und mit einem Tone, als läge es ihm weit ab, Dienstleistung zu erwarten. Als nun die Holde sich zum Abschiede mit Anmuth verbeugte, streifte ihr mildes Auge noch einmal mit wehmüthigwünschendem Blick über den Fuchsmantel. Sie seufzte und verschwand nun schnell in das Gedränge.

Eine süße Befangenheit fesselte den Postmeister noch im=

mer an seine Stelle, aber höchst widrig wurde der angenehme Eindruck gestört, welchen die Erscheinung des Mädchens auf ihn gemacht hatte, als er die Jüdin in der gemeinsten Mundart ihres Volkes zu ihrem Manne sagen hörte: „Ich dachte schon, wir würden den Fuchsmantel anbringen; aber, schönen Dank! Und es wäre nichts. Ja, wenn er vor vier Groschen zu haben wäre. Es soll der Putz immer schön stehen und nichts kosten. Sagte ich es Dir nicht vorher, daß unser theures Lager für Krähwinkel nicht passe? Soll mir Gott helfen! Wir werden die Reisekosten und das Marktgeld kaum ausbringen, und haben doch wie die Hunde gelebt. Handelten wir mit Bauerwämsern und Pudelmützen, so würden wir hier bessere Einnahme gehabt haben. Fi! über das armselige Nest!"

Den Postmeister überlief die Wuth heiß; er hätte die Frau erwürgen mögen. Zu anderer Zeit würde er den Ausfall belacht, und als eine possirliche Anklage auf sein ehrenwerthes Städtchen der Erinnerung zu gelegentlicher Mittheilung eingeprägt haben, heute, in der fremdartigen Aufregung, in der er sich befand, dünkte ihm die rohe Rede der mißmüthigen Händlerin eine heillose Lästerung, die zum Theil die nothwendige Beschränkung des lieben Mädchens traf, dessen stiller Wunsch zu dem Bestande der Casse ganz offenbar im Mißverhältniß gestanden. In leidenschaftlicher Aufwallung, die ihm keine Zeit zu einer besonnenen Frage an sich selbst gönnte, stürmte er mit soldatischem Ungestüm in die Pelzbude, und indem er flüchtig den Fuchsmantel aus einander schlug, fragte er mit wegwerfendem Tone, ob nicht ein besserer Pelz zu haben wäre. Die Verkäufer hüllten die verneinende Antwort in einen Schwall von Redensarten ein, und überboten den vorhin genannten

Preis um ein Bedeutendes. Aber vornehmscharf setzte der Postmeister die Hälfte des Geforderten, und that dies überdies auf eine Weise, welche in geringschätziger Ueberhebung des Christen den gedemüthigten Israeliten das gedrückte Loos ihrer Nation empfinden läßt.

Der Jude, in gefügiger Unterwürfigkeit, versicherte schwörend, den Mantel dafür zu lassen, sei unmöglich; doch kaum machte Burg Miene die Bude zu verlassen, als der Erstere ihn am Rockschooße hielt, die Jüdin den Pelz herabriß, und ihn dem Postmeister mit der Schmeichelei einhändigte, einem so schönen Herrn, könne eine ehrliche Judenfrau wohl einmal mit Schaden verkaufen.

Schweigend warf Burg in blinkenden Goldstücken den Betrag der Kaufsumme hin, sagte, er wolle seinen Bedienten herschicken, um den Mantel abholen zu lassen, und eilte nach einem trotzigen: „Adieu!“ nach Hause.

Aber als er sich hier nun ruhiger den Vorgang überlegte, kam ihm sein Benehmen dabei knabenhaft und lächerlich vor, und er schämte sich ein wenig. Der Anblick des Mantels würde diese Beschämung dauernd gemacht haben, hätte sich nicht zugleich ein süßes Andenken an jenes holde Mädchen daran geknüpft. Das Bild der Mantelkäuferin stand lebhaft vor seiner Seele, und er sann oft darüber nach, wodurch die flüchtige Erscheinung ihm wohl eigentlich so interessant geworden wäre. Allein er konnte es nicht ausfinden.

So waren drei Wochen vergangen, in denen die Erinnerung an die kleine Begebenheit doch eine blässere Färbung angenommen hatte.

Am Abend vor Weihnachten stand Burg mitten im Flur des Posthauses, die fahrende Post, welche sich des,

durch diesen Zeitpunct vermehrten Gepäckes wegen ungewöhnlich verspätet hatte, mit jedem Augenblicke erwartend.

Die Luft hauchte scharf, und der Postmeister, in den warmen Husarenpelz gehüllt, ein Pfeifchen Varinas-Knaster dampfend, sah sich mit einem frischen Behagen an dieser Winterlichkeit vom Glanze des Vollmonds umflossen, der hehr und ungetrübt durch den klaren Nachthimmel zog.

Da hörte er von der Ferne des Stadtthors her den ankommenden Postillon die Melodie des alten Liedes schmettern: „Lieber Mond! du gehst so stille durch die Abendwolken hin!" Der Postmeister belächelte die elegische Stimmung des grauköpfigen Schwagers und trat in die Hausthür, prallte jedoch befremdet einige Schritte zurück, als er ein wohlgekleidetes junges Frauenzimmer mit beflügelten Schritten auf sich zukommen sah, an dessen rechter Hand ein Knabe von etwa acht oder neun Jahren ging, der eine große Schachtel trug.

Nach einer leichten Verbeugung sagte das Mädchen mit einer Stimme, deren Wohllaut so wenig von dem Postmeister vergessen worden war, als daß er sie nicht im ersten Momente hätte wiedererkennen sollen: „Ich ersuche Sie, mein Herr, diese Schachtel mit den, morgen auszutheilenden Postsachen an ihre Behörde verabreichen zu lassen, und wollte der Briefträger sich gegen eine kleine Belohnung — willig finden, sie bis zuletzt aufzuheben, so daß mittlerweilen der Abend herankäme, ehe sie abgegeben würde, so würde ich mich Ihnen für diese Gefälligkeit verpflichtet fühlen."

Das Mädchen hatte während dieser Anrede den Schleier zurückgeschlagen, und Burg, überrascht und entzückt, blickte

in das mondbestrahlte, vom Reize bittender Freundlichkeit verklärte Gesicht seiner Unbekannten.

Er hatte kaum so viel Besinnung, ihr die Gewährung des bescheidenen Gesuches zuzusichern. Sie machte eine grüßende Bewegung, und war nun eben so schnell verschwunden, als sie erschienen war.

Dem armen Postmeister ward die Expedition heute sehr schwer. Die Stimmung, in welcher seine Gefühle auf und ab wogten, paßte nicht wohl zur Leistung eines so abstracten Geschäftes. Mehrere Male schon hatte er die Adresse des, der Schachtel beigefügten Briefes überlesen, welcher an die verwittwete Hauptmannin von Helmchen gerichtet war, als könne er in dieser den leitenden Faden zur näheren Bekanntschaft des schönen Mädchens finden, und die feste Entschließung, dieses Ziel von nun an unablässig zu verfolgen, hielt in wirren Gedanken seine Augen länger als gewöhnlich wach.

In der Frühe des folgenden Morgens kam die Frau des Schirrmeisters, welche das Amt seiner Wäscherin versah, und brachte ihm die saubergeplätteten Jabots, auf daß er ihrer zum Feiertagsschmucke nicht entbehre.

„Sagen Sie mir doch, Frauchen," hob der Postmeister an, und legte die Zeitungen, in denen er las, aus der Hand, „kennen Sie wohl eine Hauptmannin von Helmchen, welche hieselbst wohnen soll?"

Die Gefragte lächelte und antwortete: „Lieber Gott! so gut wie mich selbst. Haben wir doch an zwölf Jahre in einem Hause gewohnt, und erst vergangene Ostern ist die Frau Hauptmannin vor das Johannisthor gezogen, wo sie nun in der Schwarzfärberei ein Stübchen in Miethe hat."

„Nun, und was sind es denn für Leute, diese Helmchen's? Setzen Sie Sich doch, Frau Steffen!" sagte Burg mit schlauverborgener Spannung und der Miene gleichgültiger Erkundigung.

„Darüber kann Ihnen, lieber Herr Postmeister, Niemand bessere Auskunft geben, als ich;" versicherte Frau Steffen, indem sie sich zum Erzählen zurecht setzte, und mit verschränkten Armen das zierliche Wäschkörbchen auf ihrem Schooße festhielt. „Der Hauptmanns- und gnädige Frauentitel klänge wohl fein, wenn nur die Mittel nicht so knapp zugeschnitten wären. Der Hauptmann, Gott lasse ihn selig ruhen! war ein Spieler von Profession, dessen Haare auf dem Haupte nicht allein von seinem Schöpfer, sondern auch von seinen Gläubigern gezählt waren. Als er zum Glücke noch früh genug starb, machte sich ein Jeder so gut bezahlt, als er nur konnte, und der Wittwe wie den beiden Waisen blieb nichts weiter, als die bittere Armuth. Die Frau hatte lustig mit gelebt, so lange es gegangen war, und sich wenig oder gar nicht um ihre heranwachsende Tochter bekümmert. Ein Kind in der Wiege würde nicht mehr Pflege gehabt haben, wie der Pilz im Walde, wenn das Schwesterchen nicht seine Wärterin gewesen wäre. Aber mit dem Maße, wo man mißt, wird einem wieder gemessen. Da wohnte doch im ersten Stock unseres Hauses die Räthin Weihrauch, eine Frau, vor der man Respect haben muß. Die hatte eingesehen, daß Holland in Noth war. Sie nahm sich des Fräuleins mütterlich an, unterrichtete es in allerhand Geschicklichkeiten, gab ihm fromme Lehren und gute Bücher, und behütete so das verlassene Schäflein. Nun arbeitete das arme Kind in den Putzladen der französischen Modehändlerin am Ringe, und nähete und

stickte sich halb blind, um das Nöthige für den ärmlichen Haushalt zu erschwingen. Oft schon sah sie mit den hellen Aeuglein zum Hoffenster hinaus, ehe die liebe Sonne leuchtete, und manchmal war der Mond längst zu Rüste gegangen, wenn für Fräulein Molly noch an keinen Feierabend zu denken war. Sie bezahlte den Miethzins, das Schulgeld für den kleinen Bruder, und ging immer schlecht und recht gekleidet, doch der Mutter durfte es an nichts fehlen, und die Leute wunderten sich hier und da, wie die Frau noch so stattlich einhergehen könne. Ja, ich wußte es wohl, und dachte dann bei mir selbst, wenn es diesem guten Kinde einmal nicht reichlich vergolten würde, so wüßte ich nicht, was ich mir von unserm Herrgott denken sollte. — Endlich hatten ein paar junge Herrn in der Nachbarschaft sich in das Fräulein vergafft, denn es ist von Aussehn ein Engel! — die stellten ihm auf Schritt und Tritt nach. Da schlug Fräulein Molly der Mama vor, in die Vorstadt zu ziehen, wo sie es viel stiller und geruhiger haben würden."

„Als sie auszogen, ach! es war mir, als ginge der Segen aus dem Hause! stand ich auf dem Gange. Das Fräulein reichte mir freundlich die Hand. Mir gingen die Augen über. Ich küßte das Patschchen und sagte: Liebes, gnädiges Fräulein! Der Herr lasse es Ihnen allezeit wohl gehen! Es wird auch geschehen, denn Salomo sagt: Fleißige Hand wird herrschen; und die, welche so treu für eine Mutter arbeitet, muß wohl noch größeren Lohn davontragen. Da brach das liebe Kind in Thränen aus, und" — mit sinkender Stimme faßte Frau Steffen nach ihrer Schürze — „ich muß weinen, so oft ich daran denke."

Der Postmeister fühlte sich ergriffen, bewegt. Seine Unbekannte war diese unvergleichliche Molly, keine Andere,

und der Gedanke flammte in ihm auf, daß er des Mädchens stillen Werth ahnend empfunden hätte. Die Fäden seiner Vermuthungen spannen sich schnell noch weiter. Molly hatte den Fuchsmantel für die Mutter kaufen wollen, den dafür geforderten Preis jedoch unerschwinglich gefunden, und ihr Einkauf, zum Weihnachtsgeschenk für die Mutter bestimmt, befand sich wahrscheinlich in der gestern überbrachten Schachtel.

„Ich danke Ihnen, Frau Steffen," sagte Burg sehr gütig. „Doch, da fällt mir ein, wir haben heute heiligen Abend, wo ein kleines Geschenk, mit willigem Herzen gegeben, sich wohl geziemt. Nehmen Sie, gute Frau!"

Die begabte Berichterstatterin sah mit Erstaunen einen holländischen Ducaten in ihre Hand gleiten, und meinte im mildesten Widerspruchstone, dies sei wohl zu viel!

„Noch eins, Frauchen!" rief der Postmeister, als Frau Steffen die Thür bereits in der Hand hielt, „Ist die Hauptmannin Helmchen stark von Person?"

Frau Steffen lachte. „Dick wie eine Pauke; man sieht ihr weder Kummer, noch Mangel an. Aber das Fräulein ist von zarter Statur und hat ein Gesichtchen so unschuldig wie ein Sechswochenkind."

Der Postmeister klopfte freudig in die Hände.

„Nun mag es gut sein!" sagte Molly von Helmchen, indem sie mit dem Ausdrucke der Erschöpfung ihr Nähzeug abseits stellte. Die Mutter rief in demselben Augenblicke zur Thür herein, der kleine Gustav könne den Tisch decken, weil das Essen fertig wäre. Man setzte sich nun zu dem

spärlichen Mahle, das, obgleich in genügsamer Beschränkung, der Festlichkeit dieses Abends doch angemessen war, und Molly lauschte, von Zeit zu Zeit durch irgend ein Geräusch getäuscht, ob sie nicht das Kommen des Briefträgers vernähme, den sie bereits seit zwei Stunden mit jeder Minute erwartete.

Die Mutter sah betrübt in die Suppe, und dann in die funkelnde Blumendecke, die der Frost über die niederen Fenster gezogen hatte, indem sie sagte: „Wie der Reif an den Scheiben funkelt und blitzt! Die Kälte ist merklich gestiegen. Ich wäre so gern morgen einmal in die Kirche gegangen, aber“ —

„Nun, und sollte das nicht angehen, liebe Mutter?“ entgegnete Molly, freudigschlau es verleugnend, daß sie die Ursache dieser Verzichtleistung kenne. Aber Gustav konnte nach kindlicher Art und Weise es sich nicht versagen, der Mutter trüben Sinn auf eine heitere Vorstellung zu lenken, nicht wähnend, daß er nahe daran sei, einen hochverpönten Verrath zu begehen. —

Den hellen Unschuldsblick fragend auf die Mutter gerichtet, sagte er: „Du fürchtest Dich wohl zu frieren in dem dünnen Ueberrocke? Nicht wahr, Mütterchen, wenn der heilige Christ ein warmes Pelzchen brächte? Das würde Dir gar lieb sein! Nun wer weiß, was geschieht.“

Molly erschrak; ihre Augen straften den erschrockenen Verräther, und sie fühlte, wie gefährlich und unräthlich es sei, Kinder zu Mitwissern eines Geheimnisses zu machen. Aber die Mutter antwortete, ohne aufzublicken: „Nein, mein Kind, solches Hoffen wäre Thorheit; es geschehen keine Wunder mehr.“

„Und doch,“ nahm Molly das Wort wieder auf, „waltet der alte Gott noch. Unsere gute Räthin Weihrauch sagte einmal bei Abhandlung eines ähnlichen Capitels, der heilige Sinn und jener patriarchalische Glaube der Vorzeit, dem der Ewige sich so oft helfend und errettend versichtbart, sei unter den Menschen verloren gegangen, und Augen, welche nur auf die Erde und ihr vergängliches Glück gerichtet wären, könnten nimmer den Himmel offen anschauen und das leuchtende Angesicht des Vaters. Aber an einem kindlichfrommen Gemüth, an der getrosten Zuversicht des Redlichen auf den Schutz der Allmacht, verherrliche sich noch jetzt wie damals die ewige Liebe, und Wunder der Erbarmung würden heut und immerdar das Leben jedes Gerechten aufzuweisen haben. — Und meine Mutter“ — fuhr Molly mit bebender Stimme fort, die immer leiser in die Töne des Weinens hinüberklang, „können wir nicht selbst Zeugniß ablegen von der Wahrheit dieser Behauptung? Es wäre kein Wunder, daß, obgleich uns kein Versorger lebt, wir das tägliche Brod ohne Mangel und mit Zufriedenheit genießen? Daß, obschon wir der rohen Härte unserer Gläubiger anheimgefallen waren, wir jetzt nur verdiente Kleider tragen, ein bezahltes Gericht uns nährt, und kein drängender Mahner mehr an die sichere, ruhige Thür klopft? Daß Gott meine schwache Kraft täglich erneut und stärkt, auf daß sie nicht hinter der Freudigkeit zurückbleiben dürfe, womit ich meine Kindespflicht erfülle? O Mutter! Laß uns dankbar sein und gutes Muths!“

Die Mutter schluchzte laut und reichte ihrer Tochter die Hand über den Tisch, und der kleine Gustav verbarg seine heftige Rührung an dem Busen seines Schwesterchens. Da hob plötzlich Frau von Helmchen das bethränte Gesicht

aus dem Taschentuche empor, und sagte: „Hörtest Du nichts, Molly?“

„Es klingelte so eben an der Hausthürschwelle. Ja, jetzt öffnet der Wirth — er weiset Jemand die Treppe herauf. — Wer kann so spät noch zu uns kommen?“

Molly aber wußte es. Ihr Herz klopfte mit beflügelten Schlägen der Freude entgegen, welche die nächste Minute bringen würde, und schweigend eilte sie der Zimmerthür zu. Der Briefträger trat ein; er wünschte freundlich schmunzelnd eine gesegnete Mahlzeit, entschuldigte sich, daß er des endlosen Umherlaufens wegen in der sinkenden Nacht noch Störung machen müsse, und überreichte Frau von Helmchen einen Brief, dem eine große, in Wachstuch eingenähete Schachtel beigesellt war.

„An mich? Von wem in aller Welt könnte diese Zuschrift sein?“ rief die befremdete Empfängerin, während Molly dem Ueberbringer das versprochene Douceur geschickt in die Hand schob und ihm sodann die Treppe hinableuchtete.

Als Molly wiederkehrte, hatte die Mutter den Umschlag des Briefes geöffnet, und in dem letzteren nur die wenigen, räthselhaften Worte gefunden: „Zins der Dankbarkeit für eine nie abzutragende Schuld.“

Noch war Molly's theilnehmendes Erstaunen ein mühsamerkünsteltes, aber als nun die Mutter mit ungeduldiger Hast die wohlbefestigten Fäden der Schachtelhülle rasch durchschnitt, den Deckel eiligst abnahm, und den, nicht von Molly eingekauften, sondern von ihrem Wunsche nur geheim begehrten, aber von der unzulänglichen Casse aufgegebenen Fuchsmantel hervorzog, da glaubte sie nicht allein in dem von ihr entwickelten, natürlichen Sinne an Wun-

der und Zeichen, sondern ein leises Grauen durchrieselte sie, als fühle sie die Nähe des Gedankenforschers.

Frau von Helmchen stieß einen Schrei der freudigsten Bestürzung aus, und sah Molly sogleich mit prüfenden Blicken an; aber als sie die Wahrheit des Erschreckens in der Tochter erblaßtem Gesicht, in ihren starren Augen sich piegeln sah, gab sie schnell die flüchtige Idee auf, daß dieser kostbare Pelz ein Geschenk ihrer kindlichen Wohlthäterin sein könne, und genoß das Vergnügen dieser willkommenen Ueberraschung, ohne grade durch die Selbstfrage beunruhigt zu werden, wer ihr selbige wohl bereitet haben möge.

Nicht so war es mit Molly. Tausend Ahnungen und Vermuthungen über den ihr unbegreiflichen Zusammenhang zwischen dem heimlichen Begehren eines Augenblicks und der wundergleichen Erfüllung desselben durchkreuzten ihren Kopf, ohne ihren umherfahrenden Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben. Sie war den ganzen Abend hindurch still und zerstreut, und Frau von Helmchen sagte seufzend beim Schlafengehen zu sich selbst, es sei doch sehr Schade, daß jede Rose ihre Dornen haben müsse; der Weihnachtsblüthe dieses Abends habe Molly's ungewöhnliche Theilnahmlosigkeit den verletzenden Stachel angesetzt.

Als am folgenden Morgen die Glocken ins Gotteshaus riefen, trat Frau von Helmchen, mit dem stattlichen Pelze angethan und in etwas höherer Haltung als sonst, vor die lächelnde Tochter, um sich ihr geschmückt zum Kirchengange zu zeigen.

Molly küßte die Mutter und sagte, sie wolle daheim das kleine Festmahl beschicken und sich auch den Bruder zu Hause behalten, wenn sie ja etwa eines Beistandes be=

dürfte, den dieser vogelschnelle Läufer ihr besser als irgend Jemand leisten könne.

Doch als Molly in Bezug auf die übernommene Pflicht das Nothwendigste gethan hatte, schrieb sie ein Billet an den Postmeister, worin sie ihn mit schüchternem Vertrauen von dem heimlichen Einkaufe und der ihm später ja bewußten Bestellung eines, ihrer Mutter zugedachten Christgeschenkes in Kenntniß setzte. An diese Mittheilung knüpfte sich das eben so dringend ausgesprochene, als zartgeäußerte Ersuchen, daß Herr von Burg ihr Aufschluß verschaffen möchte über die Möglichkeit des Manteltausches, u. s. w. Der kleine Gustav, als Ueberbringer dieses Briefchens, empfing eine mehrmals wiederholte Weisung, daß er es ja dem Postmeister zu eigenen Händen übergeben und auf Antwort warten solle.

Ein ahnungsvoller Sturm erhob sich in Molly's stillem Herzen, als sie den Knaben nun behend dem Thore zueilen sah. Sie blieb harrend am Fenster stehen, obgleich sie wußte, daß Gustav vielleicht sobald nicht wiederkehren würde.

So war eine halbe Stunde vergangen; die Stadtuhr schlug Zehn — und Molly berechnete mit einer Art von Aengstlichkeit, wie lange die Mutter noch ausbleiben könne. Da sah sie den Kleinen an der Hand des hochgewachsenen Postmeisters zurückkommen; mit brennendem Erröthen nahm sie wahr, daß das brüderliche Blondköpfchen seinen Begleiter aufmerksam mache auf Molly's Erscheinung am Fenster, und schamhaft zog sie sich in die Mitte des Zimmers zurück, ohne Gustavs unablässiges Zunicken mit einer grüßenden Kopfneigung erwiedert zu haben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der bedrängten Molly stand Burg in seiner männlichen Anmuth nun gegenüber. Er lösete ihr das Räthsel, aber nur in fragmentarischen Erklärungen, doch der Ausdruck seiner Züge, der feuchte Glanz seiner Blicke, das Beben der Hand, welche Molly's Rechte mit zärtlichem Drucke erfaßte, ergänzte die Lücken der Darstellung.

Frau von Helmchen erstaunte nicht wenig, als sie bei ihrer Rückkehr aus der Kirche ihre züchtige Tochter in der Gesellschaft eines jungen Mannes in Uniform antraf; aber sie erstaunte noch mehr, als der Postmeister noch an demselben Tage sie schriftlich um die Erlaubniß bat, sich um Molly's Hand und Herz bewerben zu dürfen.

Diese Bewerbung war nun so erfolgreich, daß am Neujahrs heiligen Abend der entzückte Burg bei der nunmehr festlicher angeordneten Abendmahlzeit die vierte Tischseite einnahm, und beim Nachhausegehen auf Molly's unentweihete Lippen den Verlobungskuß drücken durfte.

Frau Steffen hatte Recht gehabt. — Der Verheißung Segen ging an der frommen Molly in Erfüllung, und ihre fleißige Hand, oft von dem glücklichen Gatten an das seligbefriedigte Herz gedrückt, herrscht in Fülle und Wohlhabenheit über einen gediegenen Hausstand und über ein Häufchen holder Kinder, zu denen die mütterliche Schwester auch den kleinen Gustav zählt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

OBERT KETTERER
Buchbinderei
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 47

Hannover 1843

P.o.germ. 571 s-41/47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014584-8